Ausgewählte Romane

von

Levin Schücking.

Fünftes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1864.

Paul Bronckhorst

oder

Die neuen Herren.

Roman

von

Levin Schücking.

Zweite verbesserte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1864.

Inhalt.

Funfzehntes Kapitel.

Worin Paul Bronckhorst eine ganz merkwürdige Entdeckung in der Abteikirche macht.

Es waren drei Tage etwa nach dem kleinen Landausfluge der notariellen Familie verflossen, als bei hereinbrechendem Abend Paul Bronckhorst gen Marienborn von einem Besuche heimkehrte, den er in der kleinen Stadt Emsa dem würdigen Herrn Hofrichter Kandermann gemacht hatte — wir haben dieses ehrenwerthen Mitglieds der neuerrichteten fürstlich Angluriſchen Regierung bereits früher pflichtschuldig Erwähnung gethan, nämlich als des Beamten, der Moorhahn's Acten in Empfang genommen und abgeholt. Als Paul in sein Arbeitszimmer trat, herrschte darin bereits die Dämmerung, doch nicht so sehr, daß er die Aufschrift eines starken Briefs, der unterdeß eingelaufen war, nicht noch hätte lesen und die Handschrift Tondern's erkennen können. Er schellte nach Licht und erbrach dann die Epistel seines Freundes — gespannt darauf, was sie enthalte, denn er wußte, daß sie ihm irgendetwas Erhebliches bringen werde. Tondern war ein Mensch von ausgebildetstem „Thatsachensinn", der, um Gefühle, Stimmungen und Ansichten in einen Freundesbusen auszuschütten, das Papier nicht verwüstete

und sicherlich des Fürsten von Thurn und Taxis schlecht geschmierte Postkarren mit der Wucht bloßer Empfindungen nicht beschwerte. — Tondern schrieb:

„Es ist ein alter Erfahrungssatz, lieber Freund, daß die meisten Menschen, die zu uns kommen, irgendetwas haben wollen und sehr wenige uns etwas bringen. Obwol nun diese Thatsache den Verkehr mit der Welt nicht gerade angenehmer macht, müssen wir uns doch darein ergeben, und deshalb wird es dich nicht ungeduldig machen, wenn du von mir heute eine Bestätigung dieser unangenehmen Wahrheit erhältst. Auch ich will allerlei von dir und zwar, damit ich's nur gleich sage, so ziemlich alles, was man nur verlangen kann, ohne die zarte Grenzlinie zu verletzen, welche zwischen Bescheidenheit und Unverschämtheit liegt.

„Ich will von dir Fürsprache, Arbeit, Geld!

„Fürsprache für eine Freundin, Geld für eure Truppen, Arbeit für mich.

„Was die Freundin betrifft, so ist dies Demoiselle Agnes Dorgelo, Tochter des wohlbestallten Försters und Verwalters auf meinem Schlosse Rellingstein. Das poetische Gemüth dieser etwas schwärmerischen jungen Dame sehnt sich aus der Einsamkeit des besagten Schlosses in die «Welt», worunter junge Mädchen, wie du weißt, eigentlich eine angenehme, mit einiger Courmacherei durchsprenkelte Kaffeegeselligkeit verstehen, während der speculative junge Mann unter dem Wort einen Ort, wo Geld zu verdienen, der Künstler eine sonnige Gegend mit Hochalpen im Hintergrunde, in deren Schatten ihm das Ideal begegnen wird, der Mönch eine Orgie in einem Palast oder in einem schlechten Hause und der Geizige eine verschworene Bande, die ihn um seine Groschen bringen will, erblickt — woraus zu erkennen, daß alles auf Erden nur subjectiv ist.

„Demoiselle Agnes Dorgelo ist eine von jenen weichen, gutmüthigen, anschmiegsamen Naturen, die man vorzugsweise treuherzig nennt; ob das Wort gut gewählt ist für diese sanften Wesen, weiß ich nicht — mir scheint, sie haben zu viel Neigung dazu, sich «herzen» zu lassen, um durch «Treue» sich auszuzeichnen.

„Sonstiger weiblicher Tugenden besitzt sie viele — sie kocht vortrefflich, liest Eulalia, geht in den tiefen, dunkeln Wald und ruft arme erschlagene Wilddiebe ins Leben zurück, wenn sie nicht gar zu sehr todt sind; sie bügelt und macht Kleider und hat daheim einem großen Haushalt vorzustehen gelernt. — Du siehst, du hast die dringende Pflicht, dies Kleinod dem herzoglichen Dienst zu gewinnen, zu irgendeiner nützlichen Thätigkeit, sei es im Wäsche- oder Betten- oder Vorrathskammerdepartement — ich bitte dich nebenbei darum, denn die «Melusine von Rellingstein» hat die Ehre gehabt, meine kindlichen Spiele zu theilen, und ich bin ihr natürlicher Protector!

„Ich war nämlich gestern in Rellingstein und hatte die beste Absicht, mein dortiges Archiv zu durchstöbern, in der Hoffnung, irgendetwas aufzufinden, was bei meinem Proceß von Wichtigkeit sei. Da mir dies aus mehrern Gründen, wovon besser mündlich, nicht geglückt ist, so bleibt mir nichts übrig, als zu bitten, du mögest dich, ohne daß ich dir weitere Materialien liefere, an die Arbeit machen. Es wird Zeit, daß wir unsere juristische Batterie eröffnen, um die Herren, die jetzt über Rellingstein gebieten, schleunigst daraus zu vertreiben, denn sie lassen es mir gar zu arg verfallen.

„Ich soll dir ferner, theuerer Freund, einmal wieder von deinem Hauptmann Frankener kund und zu wissen thun, daß er mit seinem Gelde zu Ende ist. Als vollendetes Muster einer alten Kriegsgurgel ist er, wie du weißt, «Schreibens unerfah-

ren», oder vielmehr, er setzt die Feder zu einer mehr oder minder gelungenen Namensunterschrift nur an, wenn er durchaus muß und der Gegenstand es unumgänglich erfordert. Bei einem so alltäglichen und dem natürlichen Laufe der Dinge so sehr entsprechenden Falle aber, wie Mangel an Geld ist, glaubt er sich damit begnügen zu können, daß er es dir durch mich sagen läßt.

„Die Rüstungen, behauptet er übrigens, haben höchst befriedigenden Fortgang. An den Uniformen sind zahllose gewandte Schneiderhände thätig; die andern Ausrüstungsgegenstände, welche der Hauptmann aus den Depots unserer ehemaligen landesfürstlichen Armada den Preußen spottwohlfeil abgekauft hat, zeigen sich aufs beste verwendbar.

„Ad vocem Preußen. Diese haben in unsere friedlich stillstehenden Gewässer einen Stein geworfen, der einen höchst lebhaften Wellenschlag darin hervorbringt. Eigentlich hinkt der Vergleich, denn dieser Stein läßt sich nicht «werfen» und geht nicht zu Grunde — er ist im Gegentheil der Mann, immer siegreich oben zu bleiben.

„Ich meine, wir müßten dankbar und stolz darauf sein, daß uns die preußische Regierung werth findet, zwei so tüchtige Leute an uns zu wenden, wie den vortrefflichen Urhusaren Blücher, der hier überaus populär wird mit seiner offenen soldatischen Biederkeit und seiner fixen Idee, er habe einen Elefanten im Leib; und diesen ausgezeichneten kleinen Reichsfreiherrn vom Stein, mit seiner langen feinen Nase und seinen kleinen klugen Augen und seinem hitzigen Gemüthe. Ein Compliment mag freilich nicht darin liegen — die verstocktesten Schüler erfordern die besten Lehrkräfte. Aber ich meine, jedes Land, welches einen solchen Administrator hat wie diesen Stein, kann dem Himmel danken. Gegen das Familienleben auf dem Theile unsers Schlos-

ses, welchen der Militärgouverneur bewohnt, hat der Stadtklatsch allerdings viel einzuwenden. Es geht da toll und liederlich genug her. Die alten Domherren waren schlimm, aber von diesen neuen Herren hätten sie viel lernen können. Man kann jedoch nicht leugnen, daß fast alle unsere Sorgen und Befürchtungen vor der neuen Regierung sich zum mindesten als übertrieben herausgestellt haben, und selbst Hauptmann Uhlenhorst und Advocat Mosterz beginnen, sich in ihr Schicksal zu finden. Hauptmann Uhlenhorst ist jedoch eifriger Verbreiter einer Prophezeiung, daß die Preußen wieder von hier abziehen würden und zwar gerade dann, wenn die Meßbuden auf dem Domhofe aufgeschlagen seien; und zwar so unerwartet und plötzlich am frühesten Morgen, daß, wer spät aufstände, fragen würde: wo sind sie geblieben?

„Die Auslieferung der euer Fürstenthum betreffenden Acten- und Geschäftsbestände Moorhahn's an den Commissar des Herzogs von Anglure, womit ich den gnädigsten Herrn seinerzeit zu plagen mich vermaß, ist nun endlich vor sich gegangen. Herr Kandermann wird dir darüber berichtet haben. Ich habe vergeblich bei der zu diesem Behufe in Moorhahn's Repositorien und Schränken vorgenommenen Revision das Document zu ergattern gesucht, nach welchem ich mit der zähen Geduld meines Namensvetters Reinhard, wenn er einem unschuldigen jungen Häslein aufpaßt, laure. Entschlüpfen soll es mir dennoch nicht! Ich bin noch hitziger darauf geworden, seit ich in Rellingstein war. Da sind mir allerlei Gedanken und Combinationen durch den Kopf geschossen. Aber davon mündlich, wenn ich dich nächstens einmal besuche.

„Schlettendorf hat sich ein paar mal hier in unserm Bureau blicken lassen und geheime Zwiesprache mit dem Principal gepflogen. Soviel ich bemerken kann, handelt es sich um das

Flüssigmachen bedeutender Geldsummen — im ganzen einer Million Francs — weshalb es gerade Francs sein müssen, weiß ich nicht!" —

Doch nicht schon zum Behuf der Ausstattung und der Hochzeitsfestlichkeiten? unterbrach Paul hier bitter lächelnd seine Lektüre. — Der gute Baron würde sich stark verrechnen!

„Noch ein Item. Es ist hier eine geheimnißvolle Dame, eine etwas blaß und leidend aussehende Schönheit angekommen, die sehr zurückgezogen lebt und die man nur zuweilen in der Dämmerung, einen Knaben an der Hand führend, auf öffentlichen Spaziergängen bemerkt. Sie soll der Polizei — so sagt man — einen Paß, lautend auf den Namen Madame Henriette d'Anglure, Comtesse d'Epaville, vorgelegt haben. Was kann das bedeuten? Kommt eurem gnädigsten Herrn so etwas von dämmerungbedeckter Vergangenheit — du weißt, ich erkläre das Wort Vergangenheit aus der Thatsache, daß sich der Mensch darin gewöhnlich vergangen hat — nachgesegelt?

Dein Tondern."

Paul hatte lächelnd den Brief seines Freundes gelesen, den er während dessen leibhaft vor sich zu sehen glaubte, mit seinen so verschmitzten und doch so gutmüthigen blauen Augen, mit den spöttischen Zügen um den feingeschnittenen aristokratischen Mund!

Jetzt legte er die Blätter beiseite und ohne sich viel mit dem Räthsel der fremden Dame d'Anglure, von der Tondern schrieb, zu beschäftigen, da er darin eine entfernte Verwandte des Herzogs vermuthete, die in der Lage sei, Unterstützungen von demselben in Anspruch zu nehmen, dachte er über die Erfüllung von Tondern's Bitten nach. — Die „Melusine von Rellingstein" unterzubringen, konnte nicht schwer sein, denn des Herzogs Hofhaltung war noch lange nicht so vollständig, wie die Durchlaucht es wünschte. Und was den Proceß anging, so war

Paul in der besten Stimmung, sich darin zu versenken und sich dadurch zu zerstreuen. Er nahm deshalb die Acten, die Tondern ihm längst übergeben hatte, zur Hand und es gelang ihm bald, all sein Sinnen der schwierigen Lehre von der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zuzuwenden, bis ein Diener ihm seine Abendmahlzeit brachte, die er in seinen Zimmern allein einzunehmen pflegte. Er ließ sie in seinem Eifer unberührt. Nachdem er das Ganze der Arbeit durchdacht, ging er dazu über, das Concept einer Eingabe für Tondern zu entwerfen. Als er eine Seite geschrieben hatte, erhob er sich, um aus der Bibliothek ein juristisches Werk zu holen, welches er zu Rathe ziehen wollte. Wir haben früher gesagt, daß der Raum der alten Klosterbibliothek neben Paul's Geschäftszimmer lag, aber nach hinten hinaus, auf das sogenannte Quadrum, den innern Hof der Klostergebäude ging. Als er hinaustrat in die Bibliothek — ohne Licht, denn er wußte im Mondschein das gesuchte Werk, einen großen Folianten des Voëtius, zu finden — bemerkte er, daß die Thür, welche sich in der Mitte der dem Quadrum zugewandten Seitenfaçade der Abteikirche befand und aus dem Hofe in die Kirche führte, sich eben hinter einer dunkeln Gestalt schloß oder vielmehr leise und vorsichtig hinter dieser Gestalt zugezogen wurde.

Wer kann so spät noch und mit so ängstlicher Vorsicht in die Kirche schleichen? fragte sich Paul überrascht. Wenn es nicht vielleicht einer der Mönche ist, die aus dem hintern Conventbau über das Quadrum in die Kirche kommen können! Ein Mönch aber würde nicht so behutsam zu schleichen brauchen. Und jemand, der aus dem Schlosse gekommen, kann es ebenfalls nicht sein, ich würde es gehört haben, wenn die immer geschlossene Hinterthür, die zum Quadrum führt, geöffnet worden wäre!

Um die ihm auffallende Erscheinung zu beobachten, ging Paul

in sein Zimmer zurück und begab sich von dort in die andern ihm zur Wohnung angewiesenen Räume, deren letzter, wie wir früher schon bemerkt haben, ein kleines Oratorium war und ein hohes, breites Schiebfenster hatte, welches auf das Innere der Kirche hinausging. Durch dieses Fenster konnte Paul das ganze Innere der Kirche überschauen.

Er trat ohne Licht und jedes Geräusch vermeidend in diesen Raum, und der erste Blick, welchen er jetzt durch das Fenster in das monderleuchtete Schiff der Kirche warf, zeigte ihm ganz dicht vor sich eine Gestalt, welche ihm im höchsten Grade auffallen mußte. Ein Mönch, in seiner schwarzen Ordenstracht, hatte sich in nachlässig bequemer Haltung mit halbem Körper auf die Rücklehne einer der nächsten Bänke vor dem Oratoriumfenster Paul's gesetzt; den Kragen seines Habits hatte er zurückgeschlagen und die Arme über der Brust verschlungen; so blickte er nach oben, während der Mondschein, welcher durch die langen schmalen Chorfenster auf ihn niederleuchtete, eine hohe schöne Stirn, ein edles, jugendliches Gesicht beglänzte.

Er blickte aber nicht allein empor; er sprach auch empor — und — das war der erste Gedanke, der Paul durchfuhr und ihm alles Blut nach dem Herzen drängte — ohne Zweifel mit der Prinzessin, die ja gerade oberhalb der Gemächer Paul's wohnte und da eben ein solches Oratorium wie er unten hatte!

Der junge Geheimsecretär stand wie angewurzelt.

In der That — er hörte jetzt deutlich von oben her die Stimme der Prinzessin. Er verstand ihre Worte nicht, aber desto vernehmlicher wurde ihm die Antwort des jungen Mönchs, der in französischer Sprache hinaufrief:

Aber ich sage dir, Leonie, daß ich es nicht lange mehr aushalte. Die Langeweile tödtet mich.

Die Prinzessin antwortete etwas, dessen Sinn Paul wieder entging.

Vortrefflich aufgehoben? versetzte der junge Mann im Habit. O, ganz vortrefflich! Meine geistlichen Brüder führen eine Tafel, welche es grausam wäre, Seekranken vorzusetzen, das heißt den Leuten, die unter allen Sterblichen die geringste Sympathie für eine gute Küche haben; und ihr Getränk bildet eine braune Flüssigkeit, gut genug, um junge Hunde oder Katzen darin zu ertränken!

Auf der Prinzessin Entgegnung fuhr der Fremde fort:

Die la Croix soll mir Wein bringen? — schöner Trost das, mein Engel! Weißt du, daß, wenn ich mit einem solchen Trost in meiner Zelle allein bin, ich es noch viel weniger in den engen, dunkeln Wänden werde aushalten können?

Auf die fernern Entgegnungen, die von oben her zu leise gesprochen wurden, um von Paul verstanden zu werden, antwortete der Fremde nacheinander:

Gewohnt, in einer Kajüte zu sitzen, die auch nicht so groß ist wie ein Billardsaal im Café des mille Colonnes — ja, das bin ich freilich, leider — aber man hat doch als Kajütenbewohner den freien Genuß aller Elemente, die frische Luft, das Wasser und von Zeit zu Zeit etwas — Feuer, welches für alle Leiden entschädigt. Ich ziehe nämlich, mußt du wissen, den Geruch von Pulverdampf unbedingt dem Geruch von Heiligkeit vor, welcher in der schrecklichen Mönchszelle steckt! Und deshalb, Leonie, wenn du nicht bald mit deinem Vater sprichst, so stehe ich dir nicht länger für einen tollen Streich! . . .

Du willst es nicht? . . .

Ist er denn nicht immer jetzt in der vortrefflichsten Laune und wiegt sich im Gefühle seiner wesentlich erhöhten Fürstlichkeit? . . .

Ich meine doch, es müßte ihn selbst jetzt danach verlangen, daß seine Krone einst in männliche Hände falle! . . .

Bis zu seinem Geburtstage warten, wozu du ihm eine ganz besondere Freude und Ueberraschung vorbereitest? Nein, Leonie, das verlange nicht von mir; das heißt meine Geduld auf eine zu harte Probe stellen. Du mußt das Eis früher brechen; rede morgen, rede lieber noch heute Abend mit ihm! . . .

Ach, du vertröstest mich von einem Tage auf den andern. Es ist dir nicht Ernst; du handelst treulos an mir!

Das waren die Reden, welche, wie gesagt, unterbrochen von den Antworten, die unverständlich von oben herabkamen, der Fremde im Mönchsgewand hinaufflüsterte. Was weiter folgte, wurde leiser gesprochen, so leise, daß Paul den Sinn nicht mehr vernehmen konnte.

Was brauchte er auch mehr zu vernehmen? War es nicht völlig genug, was er verstanden hatte, genug, um ihm alles offen zu legen? Der Fremde war ohne allen Zweifel der Geliebte Leonie's; ein Geliebter, der mit ihr auf dem allervertrautesten Fuße zu stehen schien! Und wahrhaftig — warf er nicht jetzt ganz keck und muthwillig lachend eine Kußhand zu ihr hinauf? . . . . es schien, sie hatte sich von dem Vorwurf der Treulosigkeit gereinigt und es war das beste Einvernehmen wieder zurückgekehrt — ja, er wiederholte zweimal diese Pantomime voll anmuthiger Zärtlichkeit, und dann erhob er sich nnd schritt langsam durch das Schiff der Kirche dem Ausgange zu. — Leonie hatte diesen jungen Herrn aus der Heimat sich nachkommen lassen — sie hatte ihn hinten im Convent, bei den Mönchen, in der Kutte eines Mönchs, verborgen! Gewiß hatte sie gute Gründe dazu, ihn zu verbergen. Ging nicht aus seinen Reden hervor, daß er so etwas wie ein Seemann, ein bloßer Marineoffizier sei? Und doch mußte er sowol wie Leonie Hoffnungen

hegen, daß dieses Verhältniß die Billigung des Herzogs finden könne — Leonie, so drängte ja der Fremde, solle mit dem Vater reden, solle das Eis brechen. Und auf solche unbestimmte, vielleicht ganz chimärische Hoffnungen hin hatte die Prinzessin sich rückhaltslos einer Leidenschaft für den jungen Mann hingegeben?

Paul war außer sich über seine Entdeckung. So warm er noch vor kurzer Zeit für die unangetastete Ebenbürtigkeit des Hauses Anglure empfunden hatte, so warm und glühend fühlte er in diesem Augenblick für die ernste vaterländische Zucht und Sitte und die jungfräulichstrenge Zurückhaltung, welche ihm Leonie auf eine Weise, die ihm unerhört vorkam, zu verletzen schien. Welcher Leichtsinn! Welche Sitten! Welche Keckheit! Welche Menschen sind die Franzosen! Das war der einzige Gedanke, den Paul fassen konnte, während er sich aus seinem Oratorium zurückzog und das erleuchtete Arbeitszimmer wieder betrat, wo man jetzt im Lichtkreise seiner Wachskerzen die tiefe Blässe hätte bemerken können, die auf seinen Zügen lag.

Es war in der That ein tiefer Schmerz, der seine Stacheln in sein Herz drückte. An der Größe dieses Schmerzes fühlte er jetzt erst selbst, welchen Raum Leonie bereits in seiner Seele eingenommen hatte. Und jetzt war ihm, als sei plötzlich sein Lebensstern völlig erloschen, und Dunkel und Nacht umschatte seine Bahn, die doch jüngst noch in so hellem Lichte vor ihm gelegen. Es war Eifersucht gewesen, eine ferne Sorge, halb mit Aerger und Zorn vermischt, was er vorher empfunden beim Gedanken an Clemens Schlettendorf's gewagte Werbung; jetzt stand eine niederschmetternde Thatsache unmittelbar vor ihm und versetzte ihn in Verzweiflung. Er fühlte sich unsagbar unglücklich. Es war ihm, als sei ein Strom bitterer Demüthigung über ihn ausgegossen; als treibe ihn diese Demüthigung hinweg,

weit weg in die Welt hinein. Was sollte er hier auch noch . . . für welchen Zweck sollte er leben hier . . . was kümmerte ihn nun dieses Haus Anglure, dieses ganze Fürstenthum Emsa-Ravenstein — was in aller Welt konnte ihn bewegen, seine Kräfte, seine Jugend in diesen traurigen Räumen, zwischen diesen entsetzlichen Actenbündeln zu vergeuden! Mochte der stille, emsige, anspruchslose Tondern versuchen, sich damit herumzuschlagen, wenn er anders unterdeß Lust bekommen. Paul drängte es in diesem Augenblick hinweg . . . ihn drängte es, seinen gebrochenen Stolz, sein Selbstbewußtsein wieder zu gewinnen in andern Lebensbahnen. Er wollte nicht hier in stumpfer, hoffnungsloser Lebensbitterkeit und Schwermuth vergehen, indem er seine Kräfte aufarbeitete für Dinge, für Zwecke, für Personen, welche er in diesem Augenblick haßte, verabscheute, nie wieder sehen mochte! —

So stürmisch aber auch Paul's Empfindungen aufwallten, so energisch auch seine Entschlüsse waren — es war später Abend, es war Nacht geworden, und heute ließ sich von allem, was er wollte, nichts mehr ausführen. Er mußte nothgedrungen bleiben, wie und wo er war und endlich wie an jedem andern Abend die Lagerstätte suchen, wenn auch nicht die Ruhe.

Sechzehntes Kapitel.

Das Räthsel, wozu Schlettendorf einer Million Francs bedarf, wird einer genügenden Lösung entgegengeführt.

Die erste von den oft ziemlich zahlreichen Personen, mit welchen Paul im Laufe eines Geschäftstages in Berührung zu kommen pflegte, war am folgenden Morgen der Baron von Schlettendorf.

Baron von Schlettendorf war immer sehr herzlich gegen den Geheimen Secretär. Obwol Paul Bronckhorst ihm in seinem Wesen selten und heute am allerwenigsten etwas zeigte, was diese auffallende Herzlichkeit, diese merkwürdig offene und biedere Geradheit ermuntern konnte, so schien der Baron sie doch gerade jetzt verdoppelt an den Tag legen zu wollen.

Mein lieber Freund, sagte er, als er eintrat, das Kinn in einen großen wollenen Shawl wider die herbstliche Morgenkühle eingewickelt, wodurch die mächtige Stirn mit den gewaltigen ergrauten Brauen und die runden Augen, die einmal wieder aussahen, als ob sie im nächsten Moment sich wie ein Paar Räder ins Rollen begeben wollten, noch pittoresker hervortraten, — mein lieber Freund, Sie sollen sich nicht stören lassen! Ich habe meinen Morgenspazierritt bis hierin ausgedehnt, weil mir

unterwegs der Gedanke kam, dem Herrn Herzog meine Aufwartung zu machen und ihm etwas mitzutheilen. Nun ist es aber noch zu früh, als daß wir den gnädigsten Herrn allbereits stören dürften, und da tret' ich denn ohne Complimente bei Ihnen ein. Zum Plaudern haben Sie keine Zeit, ich weiß, ich weiß, deshalb bleiben Sie auf Ihrem Platze und ackern Sie weiter in Ihren Scripturen — ich vertreibe mir die Zeit unterdeß geräuschlos mit irgendeiner alten Scharteke aus der Klosterbibliothek, oder was sonst daliegt.

Diese Art des Barons, sich die Zeit in den Geschäftszimmern zu vertreiben, ohne Paul dabei zu „stören", war eben, was der letztere durchaus nicht liebte. Mit großer und geflissentlicher Höflichkeit holte er deshalb einen Stuhl herbei, drängte Schlettendorf, Platz zu nehmen, und versicherte ihm, daß er sich nicht die Ehre nehmen lasse, den Herrn Baron zu unterhalten, solange er ihn bei sich sehe.

Der Baron setzte sich, zog seine goldene Tabatière hervor, und indem er Paul dieselbe anbot, sagte er: Mein lieber Bronckhorst, ich bin nicht der Mann, der seinen Rath aufdrängt, wenn man ihn nicht verlangt, das wissen Sie; aber ich hoffe, Sie werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich heute doch nicht umhin kann, Ihnen eine kleine Rede zu halten, welche mir eine wahrhaft väterliche Freundschaft für Sie abdrängt.

Reden Sie, Herr Baron!

Sie sind zu fleißig, mein lieber Bronckhorst. Sie ruiniren sich, wenn Sie fortfahren, in dieser Weise vom frühen Morgen bis spät in die Nacht an den Schreibtisch geschmiedet zu sitzen.

Es ist nicht so schlimm, warf Paul ein, mit jener völligen Abgeneigtheit, auf solche Vorstellungen zu hören, welche wir alle empfinden, wenn jemand unsere Lebensgewohnheiten angreift,

obwol der lästige Ermahner meistentheils nicht so ganz unrecht zu haben pflegt.

Sie arbeiten viel zu viel, Sie sehen ganz angegriffen und überwacht davon aus, fuhr Schlettendorf fort. Auffallend angegriffen sehen Sie heute aus ... als ob sie seit drei Nächten nicht mehr geschlafen hätten! Ich sage Ihnen, es taugt nicht. Den Schlaf, welchen Sie jetzt sparen zu können glauben, werden Sie bis auf die letzte Viertelstunde der Natur nachzahlen müssen! Haben Sie noch nie bemerkt, wie solche eifrige Herren, die in ihren jungen Jahren sich keine Ruhe gönnten, in ihrem Alter sich der Ruhe so bedürftig zeigen, daß sie einschlafen, während Sie mit ihnen reden? Nein, nein, es ist unbillig von unserm gnädigsten Herrn, daß er Ihren Schultern so viel aufbürdet! Er zuerst müßte so etwas sehen; er müßte längst Ihnen einen tüchtigen Beistand gegeben haben ... aber diese großen Herren sind nun einmal so. Man kann sich für sie zu Tode schinden — sie sind gewiß die letzten, welche es bemerken! Und darum ist es doppelt thöricht von Ihnen, sich so zu opfern. Am Ende werden Sie nicht einmal Dank davon haben! Nichts in der Welt wird überhaupt weniger anerkannt als eine solche gewissenhafte Pflichterfüllung, wenn sie auch, wie es wahrhaftig die Ihrige thut, bis zum Heroismus geht!

Paul ließ seine Augen nachdenklich auf dem Gesichte des Sprechenden ruhen. Er war viel zu wenig geneigt, bei dem Baron aufrichtige Theilnahme für einen so tief unter ihm stehenden Menschen, wie Paul Bronckhorst war, vorauszusetzen, als daß er nicht eine besondere Bedeutung hinter dieser Rede gesucht hätte. Es schien eine Captatio benevolentiae für ihn, ein wohlverstecktes Compliment für seinen Fleiß, mit der Nebenabsicht, ihn wider den Herzog ein wenig aufsässig zu machen. Paul war gespannt, was nun weiter kommen werde.

Habe ich nicht recht? fragte Schlettendorf.

Paul zuckte schweigend die Achseln.

Wenn ich nicht so warme Theilnahme für Sie hegte, würde ich es Ihnen nicht so rundheraus sagen, fuhr der Baron fort. Sie sind viel zu gut, in dieser Weise als Actenmensch verbraucht zu werden. Wäre ich der Herzog — unter uns — ich jagte all das andere unnütze Volk, besonders das französische, das Tagediebegesindel, fort und sagte zu Ihnen: Mein lieber Bronckhorst, ich stelle Sie an die Spitze von allem; aber bilden Sie sich Bureaux aus tüchtigen Männern nach Ihrer Auswahl und überwachen Sie nur das Ganze; denn Sie sind mir viel zu werth und viel zu nöthig, als daß ich zugeben könnte, daß Sie sich Ihre Kräfte vorzeitig zu Grunde arbeiten!

Ich danke für Ihre gute Meinung, Herr von Schlettendorf; jedoch ...

Wenigstens auf einen Gehülfen sollten Sie antragen. Soviel ich mich erinnere, sprach mein Rechtsconsulent Moorhahn davon, daß er eine gute Stelle für Reinhard Tondern wünsche; das wäre ja wol der Mann dazu!

Er hat keine Lust, entgegnete Paul, während ihm ein Licht aufging.

Moorhahn hat keine Lust, ihn fahren zu lassen, wollen Sie sagen? fragte Schlettendorf, dem darum zu thun war, von Paul zu erfahren, weshalb Moorhahn eigentlich sein, Schlettendorf's, Vorhaben mit Tondern nicht ins Werk gesetzt habe.

Tondern hatte keine Lust.

In der That? fragte Schlettendorf, indem er Paul's Züge ungläubig fixirte. Das ist freilich etwas anderes, setzte er anscheinend gleichgültig hinzu und begann seine Klappenstiefeln mit der Reitgerte zu bearbeiten.

Mit den Geschäften, welche die linksrheinischen Besitzungen

des Herzogs angehen, verschont man Sie doch? fuhr der Baron nach einer stummen Pause fort.

Völlig! entgegnete Paul.

Es scheint da alles sehr geordnet und in regelrechtem Gange; diese Güter in bevölkerten Gegenden, wo die Landwirthschaft so viel weiter entwickelt ist als hier, müssen viel Geld einbringen?

Ich habe auch nicht einmal annähernd eine Kenntniß davon.

Der Baron nahm eine Prise.

Sie sind ein Diplomat, entgegnete er dann. Werden Sie auch so verschlossen sein, wenn ich Sie um einen Rath angehe?

Das käme auf den Gegenstand an, antwortete Paul.

Nun, der Gegenstand ist nicht ohne Erheblichkeit. Ich habe zufällig über einiges Kapitalvermögen zu disponiren, das, bisher gut angelegt, mir gekündigt und heimgezahlt ist. Ich möchte es nun natürlich sicher wieder unterbringen, je eher, desto besser. Es liegt der Gedanke nahe, ob vielleicht der gnädigste Landesherr wegen seiner vielen Ausgaben, die mit seiner hiesigen Einrichtung und der Landesorganisation verbunden sein müssen, Gebrauch davon machen könnte, und ob er es nicht übel nehmen würde, wenn ich es ihm anböte.

Dies letztere glaube ich nicht. Ich glaube im Gegentheil, daß der Herzog Geld bedarf, antwortete Paul.

Sie glauben, daß er Geld bedarf — daß er es dringend bedarf, fiel Schlettendorf lebhaft ein, während sein Auge einen ganz eigenthümlichen Glanz bekam.

Dringend — nun, das wol nicht. Die eigentliche Comptabilität und das Kassenwesen gehört in Monsieur Bouquet's Geschäftskreis, und ich bin deshalb nicht genau darüber unterrichtet; wenn Sie vorläufig mit ihm reden wollen . . .

Ach, was soll ich mit dem Franzosen reden, von dem ich

bei allem, was er sagt, nicht weiß, ob er mir reinen Wein einschenkt oder nicht!

Und von mir hoffen Sie, daß ich Ihnen reinen Wein einschenke?

Auf Ihr Wort hin würde ich alles, was ich habe, wagen.

Ich danke Ihnen für dieses Vertrauen, Herr Baron, und ich will es auch rechtfertigen. Darum rathe ich Ihnen, borgen Sie dem Herzog kein Geld!

Und weshalb nicht?

Aus zwei Gründen. Erstens, weil er es nicht verlangt, und zweitens, weil Sie schwerlich damit erreichen, was zu erreichen mir Ihre Absicht scheint.

Meine Absicht?

Nun ja — Sie haben doch eine Absicht dabei?

Gewiß, das Geld sicher unterzubringen!

Um Paul's Lippen zuckte ein spöttisches Lächeln.

Sie glauben das nicht? fragte der Baron.

Nein. Sie wissen über des Herzogs linksrheinische Besitzverhältnisse mehr als ich. Sie wissen, daß dieselben ...

Nun ja, platzte Schlettendorf boshaft lächelnd heraus, weshalb sollen wir uns ein X für ein U machen? Wir wissen beide, wie betrübt es damit steht!

Betrübt? das weiß ich nicht, fiel Paul ein. Aber wenn das wäre, wenn sie z. B. verschuldet wären, würden Sie dann ohne ganz bestimmten Plan und tiefere Absicht Ihre guten Thaler daran wenden wollen, unsere hiesigen Domänen in ähnliche Verhältnisse zu bringen?

Paul versetzte dies lebhaft und bitter — um so mehr, weil ihn die Mittheilung des Barons doch erschreckte, trotz allem, was in ihm vorgegangen war, seine persönliche Theilnahme an den Anglure'schen Verhältnissen herabzustimmen.

Mein lieber junger Freund, entgegnete der Baron, seine dicken Brauen runzelnd, Sie wissen wol nicht, daß Sie grob werden!

Pardon! aber Sie verlangten Aufrichtigkeit von mir. Und darum rathe ich Ihnen ab. Sie haben sich ein Luftschloß gebaut. Den Weg dazu wollen Sie mit Silber pflastern. Der Herzog soll Ihr Schuldner, soll von Ihnen abhängig werden. Ob diese Hoffnung chimärisch ist oder nicht, darüber will ich nicht entscheiden. Aber um sofort zum letzten Kern der Sache überzugehen, so kann ich Ihnen vorhersagen, in Ihr aus silbernen Ketten gestricktes Liebesnetz wird sich das Herz, auf das es abgesehen ist, nicht fangen lassen.

Lauter Hieroglyphen, junger Freund! rief Schlettendorf, aufs äußerste überrascht, aus.

Vielleicht rede ich deutlicher, wenn ich Ihnen sage, über ihre Hand hat eine gewisse Dame bereits verfügt!

Wer? Was sagen Sie da? fuhr Schlettendorf auf.

Ich vertraue Ihnen ein Geheimniß an — Ihrer adelichen Ehre.

Wie, die Prinzessin hätte ...

Fragen Sie mich nicht mehr. Was ich gesagt habe, reicht hin, um Ihnen Hoffnungen zu nehmen, welche nicht erfüllbar sind. Mehr wollte ich nicht.

So sagen Sie doch nur ...

Ich darf und will keine Silbe mehr sagen.

Dabei blieb Paul. Schlettendorf drang umsonst mit Fragen in ihn und ging deshalb sehr bald zu höchst lebhaften Betheuerungen über, daß Paul ihm Motive untergeschoben habe, welche auf ganz phantastischen Voraussetzungen beruhten; daß er auch nicht im Traume an das gedacht, was Paul argwöhnte. Aber es half ihm nicht. Umsonst entwickelte er seine Beredsamkeit;

umsonst forderte er Paul auf, ihm die Gründe seiner Vermuthung zu nennen. Paul blieb ernst, stumm, verstockt allem dem gegenüber, und Schlettendorf nahm endlich Abschied von ihm, aber nicht, um dem Herzog seine Aufwartung zu machen, wie seiner Versicherung nach doch ursprünglich seine Absicht gewesen, sondern um sich wieder in den Sattel seines Reitpferdes zu schwingen und den geraden Weg nach Hause einzuschlagen.

Wir haben gesagt, daß das Gut Schlettendorf's von dem Abteigebäude, welches dem Herzoge zur Residenz diente, nicht weit entfernt lag. Die „Hovesaaten" der beiden Besitzungen grenzten beinahe aneinander. Zu der Abtei gehörten bedeutende Eichenwaldungen mit vortrefflichem geschonten Bestande. An den schönsten und mächtigsten der bemoosten hundertjährigen Stämme jedoch war jetzt der Todesengel vorübergeschritten, wie an den Thüren der Aegypter und hatte sein Zeichen daraufgedrückt — das Zeichen des Forsthammers, welches sie dem Untergange weihte. Sobald der Saft aus den Bäumen, sollte hier nachdrücklich aufgeräumt werden — Monsieur Bouquet war nicht der Mann, solche Schätze unbenutzt und unausgebeutet zu lassen. Während der Baron den durch diese Gehölze sich schlängelnden Waldweg daherritt, glitt sein Auge mit prüfender Kennermiene und eigenthümlichem Ausdruck an den hohen Königen des Forstes hinauf.

Wenn das einige Jahre lang so fortgesetzt wird, flüsterte er vor sich hin, bleibt nicht viel übrig. Man sieht, daß das Wappenthier von Anglure kein Vogel ist, welcher darauf baut, in unsern Wäldern für immer horsten zu dürfen. Nicht eine Krone, worin eine Krähe ihr Nest machen könnte, scheint übrig bleiben zu sollen!

Der Baron trabte weiter und erblickte bald darauf mit großer Genugthuung seine eigenen, freilich weit weniger reichen

Holzbestände, die aber, sobald nur ein Winter dahin, den Vergleich nicht mehr zu scheuen haben konnten.

Schlettendorf's Gut lag sehr freundlich, von Wiesengründen und Gebüschen umgeben. Es war eine Wasserburg mit mächtigen Giebeln und breiten Kreuzstöcken, welche sehr unregelmäßig geordnet die massiven Wandflächen durchbrachen und größtentheils nach alter Sitte noch runde, in Blei gefaßte Scheiben hatten. Zwei dicke runde Thürme an den Ecken dienten zahllosen Taubenscharen zum Aufenthalt. Ueber die breiten Gräben, in denen das hohe Schilf und das Röhricht seit einem halben Jahrhundert keinen Angriff auf sein überwucherndes üppiges Dasein erfahren zu haben schien; wo die Wasserlinsen eine Decke bildeten so stark, daß die Bachstelzen darüberschreiten konnten, sicherer wie Petrus über den See Genezareth — über diese Gräben führte eine verfallene Holzbrücke auf einen Hof mit grenzenlos schlechtem Pflaster. Ueber dem Hauptportal, das sich auf einer Doppelflucht von Treppen erhob, prangte die Statue des heiligen Feuerauslöschers Florian. Da ihm jedoch sein unterscheidendes Merkmal, das Becken, welches Wasser auf eine Flamme schüttet, im Laufe der Zeiten abhanden gekommen war, und St.-Florian, der süddeutsche Thürhüter, hierlands überhaupt eine weniger bekannte Größe ist, so hatte die Familiensage aus dem Heiligen einen Ritter von Schlettendorf gemacht, einen Ahnherrn, der mit Karl dem Großen ins Land gekommen und in den Kriegen gegen die Sachsen Wittekind's allerlei fabelhafte Tapferkeit geübt. St.-Florian, offenbar durch solche Auslegungen geschmeichelt, hatte sich diese Standeserhöhung bisher ohne allen Protest gefallen lassen.

Das Ganze dieses Schlosses, der Hof, die Nebengebäude, bildeten ein Schauspiel wie heruntergekommene stolze Größe. Es war alles in großen Verhältnissen angelegt; es war wuchtig und

massiv. Das Portal mit seiner Steinhauerarbeit im Geschmacke des 16. Jahrhunderts, mit den runden Medaillons, aus welchen feingemeißelte Männer- und Frauenköpfe schauten; die Fensterumfassungen mit Kragsteinen und gekuppelten cannelirten Säulchen — alles das war reich angelegt und schön. Aber es zeigte sich auch, daß die Väter mehr Schönheitssinn und Geschmack beim Bauen, als die Enkel Eifer beim Erhalten gehabt hatten. Nicht einmal einen tüchtigen Oelanstrich für das unter dem Einflusse eines feuchten Klimas schnell verwitternde Holzwerk an Brücken und Geländern hatten diese Enkel dem stattlichen Sitze ihrer Ahnen zugute kommen lassen.

Auch die innern Räume, welche Schlettendorf betrat, nachdem er die Zügel seines Pferdes einem langsam und gelassen herbeikommenden Knechte zugeworfen, trugen den Charakter, den das Aeußere des Gebäudes zeigte. Sie waren sehr stattlich. Diese hohen, großen Zimmer und Kammern waren in einer Zeit angelegt, in welcher die winterliche Erheizungsfrage noch nicht zu den „brennenden" gehörte wie heute, wo jeder Raum seinen Ofen haben muß; in einer Zeit, wo der Hausherr und die Seinen noch der guten alten Sitte pflegten, wenn es sie fror, sich ums Herdfeuer zu setzen. Freilich fehlte es auch nicht an großen Kaminen, aber sie waren nach jener weisen alten Methode angelegt, welche die Hauptaufgabe darin zu suchen schien, die erzeugte Wärme möglichst schnell und möglichst wirkungslos in den Schlott hinaufzujagen. Alte Bilder in schwarzen, oft kunstreichst geschnitzten Rahmen hingen an den Wänden. Vortreffliche venetianische Spiegel in Cartoucherahmen; Marmortische mit ausgeschweiften Platten auf vergoldeten Bocksfüßen; Rohrsessel von so schöner und kunstreicher Arbeit, daß das Herz eines Alterthümlers von heute bei ihrem Anblick vor Freude hoch aufgeschlagen haben würde: das alles war da, und daß es da war,

bewies, wie wenig Schlettendorf sich um seine Einrichtung und das äußere Aussehen seines Wohnsitzes kümmerte — sonst wäre all dieser schöne Reichthum längst in die Rumpelkammer gewandert, um ihn mit der damals modernen Schreinerei nach griechischem Stil zu ersetzen. Aber einen düstern, trüben Anstrich gaben alle diese Gegenstände doch diesen Räumen, und die Wappen in den gebrannten Scheiben mit den langen prunkhaften Inschriften darunter, zum Beispiel so: „Dietrich Godehard, Freiherr von Schlettendorf zu Marenholt und Byderwand, Seiner kuhrfürstlichen Durchlaucht zu Köln geheimbter Raht, derer hohen Thumbstifter zu Münster und Hildesheim resp. Scholaster, Senior und Capitularherr, Archidiakonus zu Vilsen. Anno domini 1606" — und viele andere in demselben Stil — alle diese Dinge machten die Räume nicht lichter und freundlicher. Schlettendorf hatte schon seit Jahren seine Hausfrau verloren, und eben die Hausfrau fehlte. Daher dieser Ueberfluß an schwerfälligem, charakteristischem, theurem ererbten Prunk, während überall das mangelte, was das Nothwendigste zu behaglichem Dasein und dazu das Wohlfeilste ist. Große Silberschüsseln, venetianische Spitzgläser und Tafelaufsätze von bewundernswerther Arbeit waren da. Aber nach einem Theesieb, einem Tropfen Kölnischen Wassers oder einer Fußbank, nach einem Streifen Teppich oder einem Fenstervorhang hätte man umsonst das ganze Haus durchsucht!

Als der Baron das gewöhnliche Wohnzimmer betrat, fand er seinen Sohn in demselben, in einem der halbgeöffneten Fenster liegend und eine draußen auf dem Wassergraben schnatternde Schar Enten fütternd.

Ist der Franzose schon auf? war Schlettendorf's erste Frage, als er Clemens erblickte.

Bisjetzt noch nicht sichtbar, antwortete der junge Mann.

Desto besser, versetzte Schlettendorf — so sind wir noch Herren über unsere Entschlüsse und können uns besinnen, was wir thun ...

Besinnen? Steht denn Ihr Entschluß nicht fest?

Als ich diesen Morgen ausritt, allerdings. Seitdem ...

Was ist seitdem eingetreten?

Ich habe etwas gehört, was für uns sehr niederschlagend lautet.

Und was?

Unsere gnädigste Prinzessin, hat man mir anvertraut, haben bereits geruht, Ihr Herz zu verschenken ...

Nicht möglich, antwortete Clemens, ohne in seiner Beschäftigung aufzuhören.

Ich habe es von jemand, der es wissen kann und der zu den wenigen zuverlässigen Menschen gehört, die ich in dieser viel fabelnden und ins Zeug schwatzenden Welt kenne.

Wer ist das?

Paul Bronckhorst!

Der! entgegnete Clemens verächtlich.

Weshalb sprichst du das mit einem solchen Ton aus?

Weil ich ihm nicht glaube. Er ist ein hochmüthiger Bursche. Er ist selbst in Prinzessin Leonie verliebt.

Du scherzest!

Ganz und gar nicht. Er macht ihr Augen, wenn er sich unbemerkt glaubt, die mich schon oft hätten in lautes Lachen ausbrechen lassen, wenn ich ihn nicht so widerwärtig fände.

Das begreife ich nun nicht. Ich halte viel auf ihn, obwol mir lieber gewesen wäre, Moorhahn hätte sein Wort gehalten und Tondern in die Stelle gebracht. Aber dieser Bronckhorst, das muß man anerkennen, trägt wie ein wahrer Atlas diese ganze Anglure'sche Welt auf seinen Schultern.

Sind seine Schultern so stark, oder ist diese Welt so leicht?

Streiten wir darüber nicht; genug, er hat mich dessen, was ich dir eben sagte, versichert, und er schien nicht allein guten Grund dazu zu haben, sondern auch, wie ich überzeugt bin, die redliche Absicht, mich zu warnen vor unbedachten Schritten.

Zu warnen? Erräth er denn ...

Er sagte es mir offen ins Gesicht!

Nun, dann ist auf seine Mittheilung erst recht nichts zu geben. Daß er alles aufbieten wird, um mich nicht zu seinem künftigen Gebieter zu bekommen, ist mir sehr erklärlich!

Aber was sollte er dawider haben?

Was ich wider ihn habe. Er gefällt mir nicht. So etwas ist gewöhnlich gegenseitig.

Ich versichere dich aber, Clemens, daß er mir ganz bestimmt erklärte, die Prinzessin habe ihre Wahl getroffen.

Ich glaube es nicht. Ich habe nichts davon bemerkt, daß sie eine Leidenschaft hat, nichts von bräutlichem Wesen in ihr. So etwas verräth sich schon. Solch eine Französin verliebt sich ja ohnehin nicht. Das sind deutsche Gebräuche; die Französinnen sind viel zu raffinirt dazu. Und wäre es wirklich der Fall, daß sie jemand Hoffnungen gemacht, nun, so muß sie dieselben ihm eben wieder nehmen.

Ob sie dazu geneigt, das mußt du am Ende am besten beurtheilen können, Clemens.

Ich glaube, ich darf es voraussetzen, antwortete Clemens mit ruhigem, aber darum nicht minder gründlichem Selbstbewußtsein.

Also du meinst?

Daß es sehr thöricht wäre, Papa, wenn Sie sich in dem, was Sie sich vorgesetzt haben, beirren ließen, weil Herr Paul Bronckhorst Gründe hat, sich dagegen zu stemmen!

Freilich ... du magst darin recht haben, Clemens. Es kann auch im allerschlimmsten Falle nicht übermäßig viel dabei verloren gehen. Aber um aufrichtig zu sein, es war etwas in mir, was dieser Warnung des jungen Mannes entgegenkam — ein gewisses inneres Widerstreben gegen die ganze Angelegenheit kann ich nun einmal nicht los werden. Meine adeliche Natur sträubt sich gegen diese krummen Wege, diese Geldverhandlungen, die Feilscherei mit dem Franzosen. Es hat etwas Unwürdiges! Fühlst du nicht?

Ich fühle nur, daß etwas viel Unwürdigeres in der Situation liegt, in welche uns die jüngste Zeit gebracht hat!

Das ist leider nur zu wahr! antwortete der alte Baron nachdenklich. Wir sind in einer unwürdigen Situation. Mein Großonkel, der Fürstbischof war, würde sich im Grabe umdrehen, wenn er wüßte, daß seine Nachkommen aus der großen und edeln corporativen Genossenschaft, der sie angehörten, deren Zierde sie waren, gerissen sind, daß man ihnen ihr Vaterland genommen und es in Stücke geschnitten hat! Daß man sie zu Unterthanen eines fremden Menschen machte, der mir, wenn es ihm gefällt, morgen wird befehlen können, ich solle ihm als Kammerjunker die Schüssel beim Händewaschen reichen, oder den Steigbügel halten, wenn er auf die Jagd reitet. Bisjetzt ist das freilich noch nicht geschehen — aber wer bürgt mir dafür, daß es nicht geschieht, wenn dieser Herzog sich erst hier eingewöhnt, wenn er den Gedanken seiner Größe in sich gehörig verarbeitet hat!

Wenn ihm bei seiner Gottähnlichkeit nicht mehr, wie noch jetzt, etwas bänglich ist! fiel Clemens ein.

Ja, wer bürgt mir dann dafür? Und was bliebe uns in solchem Falle übrig? Auszuwandern, nichts anderes! Wir müßten Schlettendorf verkaufen, d. h. da es niemand in der

jetzigen Zeit seinem wahren Werthe nach bezahlen kann, für die Hälfte desselben verschenken, verschleudern. Wir müßten von unserm Stammhause Abschied nehmen und dem Herde, an dem seit einem halben Jahrtausend die Stammütter unsers Geschlechts das Feuer geschürt haben, den Rücken wenden, um als vagabundirende Barone uns unnütz in der Welt umherzutreiben; im Sommer unser Geld zu den Spieltischen der Bäder zu tragen und im Winter in den Residenzen den Hofmarschällen die Cour zu machen, um bei den allerhöchsten Diners nicht übergangen zu werden. Nein, nein, fuhr der Baron fort, indem er mit langen Schritten den Raum durchmaß — dahin soll es nicht kommen, solange wir es verhindern können. Wenn die Mittel der Vertheidigung, zu denen wir zunächst greifen wollen, unedel scheinen, so ist es nicht unsere Schuld. Wir sind in eine Zeit gestellt, wo wir die Waffe nicht lange untersuchen können, mit der wir uns unserer Haut wider die Legion derer, die uns angreift, wehren. Wenn die Waffe nur trifft! Denn indem wir uns wehren, dienen wir einem großen und edeln Ziele. Wenn der Adel unter allen den Angriffen und wüthenden Verfolgungen der letzten Sturmjahre seine Würde und seine Stellung behauptet, thut er nichts als den Absichten Gottes dienen, als eine religiöse Mission vollführen. Gott hat sich auf doppelte Weise offenbart: in der Natur und in der Geschichte. In beiden lebt der Wille des Schöpfers, in beiden ist er gleich klar erkennbar. Wie die Natur verschiedene Bildungen hervorgebracht und den Löwen vom Pferde, die Eiche von der Birke und den Adler von der Nachtigall unterschieden hat, so hat die Geschichte ihre Bildungen hervorgebracht und unter den Menschen unterschieden: Edle, Freie und Knechte. Darf man dieses Product der Geschichte, die Gott geleitet hat, angreifen? Nein! Und so muß

man auch einräumen, daß der Adel, wenn er seine Stellung vertheidigt, die von Gott gewollte Ordnung der Dinge als ein unmittelbarer Kämpe der höchsten Absicht vertheidigt.

Diese Expectoration, während welcher Clemens von seiner frühern Beschäftigung, dem Füttern der Enten, nicht abgelassen hatte, würde sich vielleicht noch weiter ausgedehnt haben, wenn in diesem Augenblicke nicht die Thür von einem Bedienten geöffnet worden wäre, um einen Fremden einzulassen, dem sich der Baron nun mit großer Höflichkeit zuwandte, während Clemens sich damit begnügte, ihm einen flüchtigen Gruß zuzunicken.

Ah, Monsieur La Boulaye, sagte der Baron — ich hoffe, Sie haben sich von Ihren Reisestrapazen erholt und tüchtig ausgeschlafen.

Monsieur La Boulaye war ein hübscher junger Mann, etwa 28 bis 30 Jahre alt und nach dem neuesten pariser Schnitt gekleidet; von blasser Gesichtsfarbe, von schwarzem Haar, und von „Embonpoint" auch nicht im entferntesten bedroht — der Typus eines gewandten, beweglichen Franzosen.

Er versicherte, daß er sehr wohl geschlafen habe — obwol er in Wahrheit soeben, statt ein christliches Morgengebet herzusagen, sich und seine Seele allen Dämonen der Unterwelt gelobt hatte, für den Fall, daß er jemals wieder sich verführen lasse, eine Nacht in den Federbetten eines solchen Schlosses à la Dendertentronck zuzubringen und den mit Cichorien vergifteten Kaffee zum Frühstück zu trinken. Dann ging er sogleich zu dem Geschäfte über, welches ihn hergeführt.

Wie haben Sie sich entschlossen, Herr Baron?

Ich bleibe bei meinem Angebot, versetzte Schlettendorf. Ich zahle Ihnen 800000 Francs.

Es geht nicht; unser Verlust wäre zu groß. Man wirft

nicht 200000 Francs zum Fenster hinaus, antwortete Monsieur La Boulaye.

Davon ist nicht die Rede, vom Fensterhinauswerfen, sagte der Baron. Die Frage ist für Sie, wie ich meine, blos die: sind 800000 Francs, die ich jetzt erhalte, die ich in meinem Geschäfte weiter arbeiten lasse, die sich mir in zehn Jahren mindestens verdoppeln — sind sie vorzuziehen, oder ist es eine Million, die ich zu fordern habe, aber auf welche ich gewiß zehn Jahre zu warten habe, bis sie flüssig wird?

Zehn Jahre! der Herzog wird sie vielleicht im zweiten, dritten Jahre bezahlen können. Seine Wälder allein . . .

Sind jetzt schon vom Forsthammer gezeichnet, und gewiß nicht, um das Haus La Boulaye und Dejaunic damit zu befriedigen!

Der Pariser zuckte die Achseln.

Was wollen Sie machen, wenn der Herzog Sie nicht bezahlt? fragte Schlettendorf. Aus seinen Besitzungen jenseit des Rhein, wo Sie freilich den Beistand der französischen Gerichte haben würden, können Sie sich nicht bezahlt machen, das wissen Sie. — Und hier — hier ist der Herzog der Landesherr.

Aber es ist doch der Hof da, welchen man nennt das Reichskammergericht — Monsieur La Boulaye hatte lange zu würgen, bis er das Wort herausgebracht hatte.

Wollten Sie es mit dem versuchen, fiel der Baron ein, so würden Sie damit beginnen müssen, große Vorschüsse zu machen. Sodann würde es sehr, sehr lange dauern, bis Sie ein Urtheil erwirkten. Danach würde es abermals sehr, sehr lange dauern, bis Sie vom Urtheil zur wirklichen Execution gelangten. Und was hätten Sie dann erreicht? Man würde Ihnen nichts anderes als einen Theil der Revenuen des Herzogs anweisen. Bis

durch diese jährlichen Zahlungen Ihre Forderung von einer Million Francs amortisirt wäre, würde mindestens ein Vierteljahrhundert verflossen sein!

Monsieur Boulaye schwieg nachdenklich.

Das, mein Herr, fuhr Schlettendorf fort, ist alles, was Sie erreichen würden. Aber versuchen Sie es immerhin — vorausgesetzt, Sie erfreuen sich der neidenswerthen Zuversicht auf den Bestand aller heutigen Verhältnisse, daß Sie glauben, wir werden ein Vierteljahrhundert vor uns haben, in welchem Reichskammergerichtsurtheile ihre ungestörten und regelmäßigen Wirkungen üben werden!

Ein Vierteljahrhundert können wir auf unser Remboursement nicht warten, versetzte der Franzose; davon kann nicht die Rede sein. Aber ...

Sie würden es müssen, unterbrach ihn Schlettendorf. Rechnen Sie doch nur selbst. Unser Fürstenthum bringt dem Herzog höchstens eine jährliche reine Revenue von 15000 Thalern, wenn Sie alle Verwaltungskosten abziehen. Setzen wir den günstigsten Fall, das oberste Reichsgericht spräche ihnen davon zwei Drittheile zu und setzte den Herzog auf die schmale Jahresrente von einem Drittheil der Summe. Dann würden Sie sechsundzwanzig Jahre brauchen, um zu Ihrer Million Francs zu gelangen, und Kosten und Zinsen wären dann immer noch nicht gedeckt! Sie haben eben ein sehr schlechtes Geschäft gemacht, Monsieur La Boulaye, als Sie auf den Herzogshut von Emsa-Ravenstein eine Million herschossen! Je eher Sie sich herausziehen, desto besser für Sie! Ich biete Ihnen 750000 Francs ...

Sie boten 800000!

Welche Sie nicht annahmen. Nach einer halben Stunde werde ich nur noch 700000 bieten, denn ich fühle den Wunsch,

die schätzenswerthen Wechselautographen meines verehrten Landesherrn für meine Sammlung zu bekommen, mit jeder Minute geringer werden. Es ist möglich, daß ihn von Zeit zu Zeit die Lust anwandelt, mehr dergleichen zu schaffen und in Curs zu setzen; dann würden sie bedeutend an Werth verlieren und im Preise sinken!

O davor sind Sie sicher, fiel La Boulaye ein; der Herzog ist ein Ehrenmann und ein guter Haushalter ...

Und das sagen Sie? unterbrach ihn lachend der Baron.

Und weshalb nicht? Was hat er gethan, um den Namen eines Ehrenmannes zu verlieren? Er war in einer ganz ausnahmsweisen Lage. Die französischen Truppen hatten die Landstriche, worin seine angestammten Besitzungen lagen, besetzt; sie waren laut des Friedens von Campo-Formio zum Gebiete der Republik geschlagen; der Herzog sah seine Güter unter französischen Kriegssequester gelegt; er verlor seine Herrenrechte, seine Privilegien, seine Regalien, alles, was ihn von den andern Ständen unterschied. Wie ein gentilhomme en sabots der Bretagne, dem man sein letztes Privilegium, le droit de pinacle*), genommen, war er jedem Tagelöhner gleichgestellt. Seine Standesgenossen alle, diese Herzoge und Fürsten, welchen es ebenso ergangen, sollten für ihre Verluste nach den Bestimmungen des Friedens von Luneville in Deutschland entschädigt werden, indem man ihnen neue Gebiete anwies. Ihm aber, als er den gleichen Anspruch erhob, entgegneten die Herren in Regensburg und in Paris: Du wirst an der Entschädigung nicht theilnehmen, weil du keine fürstlichen Hoheitsrechte in einem bestimmten Gebiete verloren, mit Einem Wort kein geschlossenes Territorium verloren hast. Dein Besitz besteht aus zerstreuten

*) Wetterhahnrecht.

Gütern, aus einzelnen Domänen, welche dein Privateigenthum sind und welche dir nicht genommen werden können, wenn auch die alten Herrenrechte dir wie jedem andern Edelmanne verloren gehen und du auf das besondere Vergnügen verzichten mußt, ein Paar eiserner Halsringe am Thore deines Schlosses hangen zu sehen, um träge und widerspenstige Robotarbeiter darin einzuspannen; oder aus dem Fenster deines Schlafcabinets die Aussicht auf deinen höchsteigenen Galgen zu genießen, an den du Diebe und Vagabunden hängen ließest, um einen angenehmen Point de vue zu haben.

Es handelte sich freilich um die Frage, fiel hier der Baron Schlettendorf ein, der dem Franzosen zeigen wollte, daß er ganz gut über die Verhältnisse des herzoglichen Hauses unterrichtet sei — um die Frage des geschlossenen, wirklich reichsunmittelbaren Gebiets. Um dies nachzuweisen, berief sich der Herzog auf eine Bulle Kaiser Karl's V., welche die Herrschaft Anglure zu einem Herzogthume erhob; darauf ferner, daß auf den deutschen Reichstagen zu gewissen Perioden seine Vorfahren Sitz und Stimme geführt. Aber der Herzog drang damit nicht durch. Es waren mehrere Gründe da, welche seine Angaben zu entkräften geeignet waren; und so blieb man in Regensburg dabei stehen, ihm zu entgegnen: Wir können dich nicht entschädigen, weil es möglich, ja wahrscheinlich ist, daß deine jetzt unter französischem Kriegssequester liegenden Besitzungen als nicht reichsunmittelbare, sondern als bloße Privatbesitzungen dir zurückgegeben werden; wir entschädigen nach dem ausdrücklichen Inhalt der Friedensschlüsse von Rastadt und Luneville nur die ehemaligen wirklichen Reichsunmittelbaren! Ist es nicht also?

Nun ja freilich ... versetzte Monsieur La Boulaye.

Es hing, fuhr Schlettendorf fort, es hing also für den Herzog, der nun einmal durchaus beraubt und dann entschädigt wer-

den wollte — alles davon ab, ob die französische Regierung gemeint und gewillt sei, seine Güter als reichsunmittelbare für immer eingezogen und sequestrirt zu halten, oder sie ihm später als Privatdomänen zurückzugeben. Im erstern Falle mußte man ihn in Deutschland entschädigen. Es kam mithin darauf an, über diesen Punkt eine Erklärung des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten zu bekommen; bevor man aber daran denken konnte, Talleyrand zu einer solchen Erklärung, zu einer Erklärung, wie man sie wünschte, zu vermögen, mußte man Geld und zwar viel Geld beschaffen.

Ganz richtig, fiel der Franzose ein: dies wurde die Aufgabe Bouquet's, der sie auf eine für seinen Scharfsinn zeugende Weise löste.

Ja, unterbrach ihn lachend der Baron, wenn Sie Bouquet deshalb loben wollen, ich meinerseits habe nichts dagegen. So viel ist gewiß, daß ihn des Herzogs stürmisches Verlangen nach Geld in eine große Verlegenheit bringen mußte. Woher Geld geborgt bekommen auf Besitzungen, welche unter Sequester lagen, von denen der Herzog selbst laut behauptete, daß sie reichsunmittelbar seien, also ihm für immer genommen bleiben müßten? Es war nicht die allermindeste Aussicht dazu da! In dieser Verlegenheit kam man auf folgendes Auskunftsmittel. Man verkaufte die sämmtlichen Güter des Herzogs an einen Dritten, an den Schwager Monsieur Bouquet's. Dieser gefällige Schwager kaufte sie natürlich, ohne einen Heller dafür zu zahlen. Aber er fand Leute, welche jetzt Geld darauf herliehen; denn, so sagte man diesen Leuten, sie seien nun in Privathände übergegangen, ohne allen Zweifel also Privatbesitzungen geworden, und der Sequester müsse nun über kurz oder lang jedenfalls gelöst werden. Das aufgenommene Geld aber übergab der Schwager Bouquet's dem Herzog. Sodann verkaufte dieser Schwager die

sämmtlichen Güter wieder an Ihr Haus, welches sich zu dem Handel durch den geringen dafür geforderten Preis verlocken ließ und, nachdem es die darauf von Bouquet's Schwager schon contrahirten Schulden übernommen hatte, nur noch eine Million Francs baar dafür ausbezahlte. Auch diese Million floß in die Kasse des Herzogs.

Der letztere war nun im Stande, mit gefüllten Händen vor den Fürsten Talleyrand zu treten. Die Unterhandlungen führten sehr bald zu einem gedeihlichen Ziele. Das französische Ministerium gab die Erklärung ab, daß es die Besitzungen des Herzogs von Anglure in den Niederlanden als reichsunmittelbares Gebiet, nicht als Privatdomänen betrachten müsse, und daß es dieselben also behalten, nicht vom Kriegssequester lösen und herausgeben werde.

Infolge davon war die Reichsdeputation zu Regensburg gezwungen, den Herzog zu entschädigen, und schuf für ihn unser gesegnetes Fürstenthum Emsa-Ravenstein.

Der Herzog war am Ziele. Er war deutscher Reichsfürst und Souverän, er hatte wie seine Standesgenossen eine reichliche Entschädigung erhalten. Beunruhigend aber wurde die Sache für Sie, die Käufer der Besitzungen auf dem linken Rheinufer. Die Erklärung Talleyrand's bedrohte Sie mit dem Verluste des ganzen Kaufgegenstandes, von dem Sie so harmlos voraussetzten, daß er in den Händen des Bouquet'schen Schwagers und dann in den Ihrigen ganz ohne Widerrede zu Eigenthum von rein privatrechtlicher Natur geworden sein müsse; vorausgesetzt, er sei jemals etwas anderes gewesen.

Freilich, freilich, fiel der Franzose ein; wir wurden nicht wenig betroffen, als wir hörten, der Herzog habe jene Erklärung von Talleyrand erwirkt ...

Mit Ihrem Gelde!

Und bekomme, fuhr Monsieur La Boulaye fort, eine Entschädigung in Deutschland. Es mußte ein sehr seltsames Licht auf den Herrn Herzog werfen. Aber der Herzog handelte doch als ein ehrlicher Mann an uns, indem er uns nun sehr bald das Anerbieten machte, uns seine Rechte an jenen Gütern wieder zu demselben Preise abzukaufen.

Was Sie sehr erfreut annahmen, sagte Baron Schlettendorf — nicht mehr ganz so erfreut, als der Herzog Ihnen statt der baaren Million, die er Ihnen zurückzuzahlen hatte, mit vier Wechseln, jeder von einer Viertelmillion, diese Summe ausglich!

La Boulaye zuckte mit den Achseln.

Was wollen Sie, sagte er, die Wechsel sind gut! Zahlen wird sie der Herzog, wenn er auch nach allem, was Bouquet mir über seine Verhältnisse auseinandergesetzt hat, nicht im Stande ist, sie an den Verfalltagen zu honoriren. Gegen seine Ehrenhaftigkeit läßt sich nichts vorbringen, das müssen Sie mir eingestehen. Er gebrauchte Mittel, welche hundert andere in ähnlicher Lage auch angewandt hätten — auch angewandt haben. Woher haben gewisse Leute ihren unermeßlichen Reichthum? Daß er nicht im Stande sein würde, seine Wechsel am Verfalltage auszulösen — konnte er das erwarten? Konnte man denken, daß die Fürstenthümer in Deutschland so klein seien, daß die Einkünfte von ein paar Jahren nicht solch eine Bagatelle decken? Nein, ihn kann kein Vorwurf treffen — ohnehin weiß man ja, wie solche Herren derartige Angelegenheiten leicht nehmen . . .

Leider; und deshalb wäre es sehr thöricht, entgegnete der Baron, sich dazu zu drängen, ihr Gläubiger zu werden! Ich gehe jetzt nicht mehr über 700000 Francs hinaus.

Der Franzose sah den deutschen Baron mit einem verlegenen Blicke an. Er war offenbar unschlüssig.

Ich beabsichtige, auf die Jagd zu reiten, fuhr der Baron fort. Sobald keine Wechselgeschäfte mehr zwischen uns schweben, werde ich es mir zur Ehre schätzen, wenn Monsieur La Boulaye mich begleiten wollte. Wie entschließen Sie sich? Wollen Sie vielleicht noch einmal zu Monsieur Bouquet zurückkehren . . . vielleicht mit dem Herzoge selbst sich besprechen — ganz nach Ihrem Belieben — wenn Sie nur von meinem Anerbieten, die Wechsel zu übernehmen, dabei nichts erwähnen . . .

Monsieur La Boulaye schüttelte den Kopf.

Mit Bouquet habe ich ja gestern geredet, sagte er; vom Herzoge selbst würde ich nichts Besseres hören und wahrscheinlich nur: Gehen Sie zu Bouquet.

Und von Bouquet würden Sie hören: Wir können nicht zahlen, wie Sie gestern gehört haben. Also — wie entschließen Sie sich?

Dazu, Ihnen die Wechsel für 800000 Francs zu cediren.

Für 700000!

Nein, sagte der Franzose, sich erhebend.

So seien es 750000, und nun kein Wort weiter! rief der Baron aus.

Eh bien, soit — erwiderte nach einer Pause La Boulaye — nehmen Sie sie dafür und: grand bien vous fasse!

Bringe mir Schreibzeug, Clemens, sagte der Baron; ich will Ihnen einen Brief an meinen Geschäftsbevollmächtigten in der Stadt geben. Er wird die Auszahlung der Summe an Sie bewerkstelligen, und Sie werden ihm dagegen die Wechsel mit dem Endossement für meine Ordre aushändigen.

Ganz wohl, Herr Baron. Und ich werde um eine Viertelmillion leichter, als ich auszog, nach Hause heimkehren.

Das Beste ist, daß das Haus La Boulaye und Dejaunic sich um ein Viertheil solch einer „Bagatelle“, wie Sie vorhin sich

ausdrückten, nicht sehr zu grämen braucht, versetzte Schlettendorf kaustisch.

Der junge Franzose zuckte die Achseln. Als Schlettendorf seinen Brief an den Notar Moorhahn geschrieben hatte, nahm jener ihn in Empfang und bat um die Erlaubniß, sich zu beurlauben, um seine Rückreise sogleich anzutreten. Die Einladung zur Jagd lehnte er ab. In seinem Aerger über das schlechte Geschäft, welches er gemacht, sagte er lächelnd, würde er sich nicht enthalten können, unter dem Wildstand des Barons eine zu große Niederlage anzurichten; in der That aber schauderte er vor dem Gedanken, noch eine Nacht die Gastlichkeit von „Schloß Dendertentronck" in Anspruch zu nehmen!

Siebzehntes Kapitel.

Worin Paul Bronckhorst ebenso viel Combinationsgabe als Hochherzigkeit beweist.

Als Paul von dem Baron Schlettendorf verlassen war, wollte er sich von den Gedanken, welche ihn erfüllten, zerstreuen, indem er sich in den Strudel seiner täglichen Arbeiten stürzte. Aber bald fühlte er die Unmöglichkeit, sich heute mit Gegenständen zu beschäftigen, welche von dem, was sein ganzes Herz einnahm, so verschieden waren und so weit ablagen. Unwillig warf er seine Acten beiseite und eilte hinaus, um im Freien Herr seiner Stimmung zu werden.

Wer das menschliche Herz kennt, den wird es nicht wunder nehmen, daß Paul Bronckhorst die Prinzessin liebte. Zwischen ihr und ihm lagen ganze Abgründe von Verschiedenheiten! Beider Fühlen und Sein, ihre Erziehung, ihre Sprache, ihre Stellung in der Welt — alles das war so himmelweit entfernt voneinander, wie es sich nur denken ließ. So oft und viel Paul mit Leonie gesprochen, er hatte eigentlich noch nie in der Unterredung mit ihr einen Punkt erreicht, in welchem sich ein gleiches Empfinden, eine tiefere Sympathie begegnet wären, wobei

ihre Herzen sich in einem und demselben Schlage bewegt hätten. Es war auch ebenso wenig eine Gemeinsamkeit zwischen ihrem geistigen Leben da, wie zwischen ihrem Fühlen, ihrem Geschmack, ihren Sympathien. Leonie war wie eine jener schönen Erscheinungen des Lebens und der Natur, die ganz um ihrer selbst willen da sind. Sie war — so wie ein Kunstgebilde, wie eine Blume — um keines andern Zweckes willen da, als um zu sein und um glücklich zu sein. Sie war eine Prinzessin. Der Gedanke, daß das Dasein einen ethischen Zweck haben könne, war in ihr gewiß nicht aufgetaucht; und wäre er aufgetaucht, so würde sie, ihrer ganzen Natur nach, wahrscheinlich nichts mit ihm anzufangen gewußt haben!

Ganz anders Paul. Er kannte keine andere Existenz, kein anderes Glück als ein mit Arbeit und mit rastlosem Streben nach einem bewußten Ziele verknüpftes. Seine Anschauung mußte ihm eine Frauenexistenz, wie Leonie sie führte, als eine nichtige, inhaltsleere, unnütze erscheinen lassen. Ihr Wesen und ihre Aeußerungen schmerzten ihn oft, als von unweiblicher Keckheit. Und doch liebte er sie! Vielleicht nur, weil ihre Schönheit ihn bezauberte, blendete? Nein, nicht um deswillen. Entschieden schön hatte er sie anfangs nicht einmal gefunden, wenn auch nach und nach sein Urtheil darüber sich geändert hatte und er sie jetzt unendlich reizender und verführerischer fand, als er es bei den ersten Begegnungen gethan. Nein, er liebte sie, weil sie von Anfang an der einzige Gegenstand seines Interesses in der Welt, in welcher er sich jetzt befand, gewesen war; weil er einen Schatz voll tiefen Gefühls in sich trug, ein Feuer, das unter der Einförmigkeit seines frühern Daseins geschlummert hatte und das von dem wehenden Seidengewand einer fürstlichen Jungfrau, die neben ihm her durch das Leben schritt, nothwendigerweise angefacht und zum Flammen gebracht werden

mußte, und weil seine Seele voll männlichen Schwungs sich allem Edelsten in der Welt ebenbürtig fühlte und eine stolze Genugthuung in der Höhe der Region fand, in welcher seine Leidenschaft ihn heimisch machte.

Und dennoch war diese Leidenschaft bis heute nicht etwas sich ihrer selbst klar Bewußtes gewesen. Er hatte über seine Gefühle für Leonie ebenso wenig nach Klarheit gesucht, als sich gefragt, was das Ende derselben sein solle. Erst nach dem, was ihm der letzte Abend enthüllt, nach dem, was ihn die lange Nacht hindurch gepeinigt, war ihm diese Klarheit geworden. Und mit dieser Klarheit fand er voll Energie und Entschlossenheit sich auch zu den Vorsätzen zurückgeführt, zu welchen er gleich im ersten Impulse gekommen war. Er wollte diesen Ort, diesen Dienst des Herzogs, dieses Gewirr von Geschäften, dieses Leben unter Fremden, an das ihn nichts mehr fesselte, nichts fesseln durfte, je eher, desto besser verlassen.

Er hatte den großen und schönen ehemaligen Klostergarten betreten, und nachdem er darin eine Weile umhergewandelt, hatte er sich auf eine Steinbank niedergelassen, welche von einer dichten, aus dunkelm Taxus gezogenen Laube beschattet war. Das Auge geschlossen, die Arme über der Brust verschlungen, an die Rückenlehne der Bank gelehnt, saß er lange da und ließ an seinen innern Blicken sein Schicksal vorübergehen, welches ihm wie das weniger andern trostlos und glückverlassen vorkam. Da hörte er eine helle, silbertönende Stimme in seiner Nähe. Es war die der Prinzessin, die von der Seite her, sodaß Paul sie auch mit offenem Auge nicht hätte wahrnehmen können, näher kam, neben sich den Gärtner, dem sie Anweisungen gab. Sie wollte an der Laube vorüberschreiten, Paul hoffte unentdeckt zu bleiben — aber Leonie nahm ihn wahr, und indem sie vor dem Eingang stehen blieb, sagte sie: Sie hier? unser getreuer Kriegs-

minister, der den schönen sonnigen Morgen im Schatten einer herbstlich feuchten Laube verträumt?

Paul sprang auf, und Leonie trat ein und setzte sich auf die Bank, welche er verlassen hatte.

Hoffentlich dachten Sie über das Arrangement unserer ersten kriegerischen Manöver nach, fuhr sie in demselben scherzenden Tone fort. Und doch glaubte Paul in ihren Zügen und in ihrer Stimme Spuren eines großen sich dahinter bergenden Ernstes zu begegnen, er glaubte etwas wie Schwermuth auf ihrer schönen Stirn liegen zu sehen, und nachdem er eine Weile schweigend seine Blicke auf ihren Zügen hatte haften lassen, antwortete er, indem ein bitteres Lächeln seine Lippen kräuselte: In der That, über ein kriegerisches Manöver sann ich nach, wenn man das Manöver dahin rechnen darf, wodurch aller Krieg endet — das Ausreißen!

Das verstehe ich nicht, versetzte Leonie gleichmüthig und augenscheinlich auch nicht sehr bemüht, den Sinn von Paul's Aeußerung durch Nachdenken zu enträthseln. Sie zeichnete mit ihrem Sonnenschirm Figuren in den Sand und der Ausdruck tiefen Sinnens trat dabei in ihre Züge. War sie von einer Sorge bedrückt, und fragte sie sich, ob sie Paul, diesen hülfreichen Genius ihres Hauses, in ihr Vertrauen ziehen, sich Raths bei ihm erholen solle?

Was sagten Sie von Ausreißen? fragte sie nach einer Weile, das Haupt erhebend und dem Gärtner, der in der Entfernung stehen geblieben war, mit der Hand winkend, daß er seinen Geschäften nachgehen könne.

Paul bereute, daß er das Wort in der ersten Wallung von Bitterkeit bei Leonie's Anblick ausgesprochen hatte. Es jetzt zu erklären, dazu gebrach ihm beinahe der Muth. Aber rasch und

rundheraus, wie er war, bezwang er dennoch den tobenden Schlag seines Herzens und sagte:

Ich habe eben vor, es zu thun . . . die Flucht zu ergreifen!

Sie? Vor wem? Weshalb?

Vor einem Feinde, den ich in mir selbst trage.

Besiegen Sie ihn lieber!

Das ist nicht möglich, solange ich hier bin!

Sie geben mir Räthsel auf.

Mir sind viel schlimmere von Ihnen aufgegeben worden.

Sie schüttelte den Kopf und sah ihn fragend an.

Von mir? Räthsel? Wahrhaftig, weder heute, noch gestern.

Vielleicht zwischen gestern und heute.

Auch da nicht. Zwischen gestern und heute habe ich geschlafen.

Ich nicht, Prinzessin.

Deshalb holten Sie eben hier nach, was Sie versäumt?

O nein, ich, meine Gedanken waren sehr wach.

Aber Sie reden als ob Sie träumten.

Paul sah zu Boden und antwortete mit unsicherer Stimme:

Nicht doch! Aus meinen Träumen bin ich erwacht. Aus allen. Und es ist gut so — weil . . .

Nun, weil?

Weil diese Träume sehr verwegen waren.

Ein eigenthümlicher Ausdruck flog über das Gesicht Leonie's. Ihre Wangen schienen ein lebhafteres Roth, ihre Augen einen hellern Glanz anzunehmen. Doch hatte ihre Stimme etwas Strenges, Herbes, als sie entgegnete:

Wenn das wahr ist, so zeigen Sie mir durch klare und vernünftige Antworten, daß Sie nicht mehr träumen. Welche Räthsel habe ich Ihnen aufgegeben?

Wenn ich vernünftig reden soll, so kann ich darauf gar keine

Antwort geben. Was läßt sich über die Träume einer sich verirrenden Seele und über die Räthsel eines verirrten Herzens Vernünftiges sagen! Ich bitte Sie, Durchlaucht, entlassen Sie mich; Sie sehen, Sie haben einen Menschen vor sich, der nicht weiß, was er redet. Nehmen Sie an, ich sei von nächtlichen Erscheinungen heimgesucht worden, die mich aus allen meinen Gleisen geworfen hätten. Und in der That, in einer solchen alten Abtei, in diesen Kreuzgängen, in diesen düstern Kirchenschiffen, sollten da nicht nächtliche Erscheinungen umgehen müssen?

Was wollen Sie damit andeuten? Was haben Sie gesehen? fragte Leonie plötzlich scharf und bestimmt, indem ihre Brauen sich ernst zusammenzogen.

Was ich gesehen habe? Wer kann sagen, wenn er einer räthselhaften Gestalt, die nächtlich durch eine alte Stiftskirche schreitet, solch einer dämmerungumflossenen Erscheinung in dunkeln mittelalterlichen Mönchsgswanden begegnet — wer kann sagen, was er gesehen, woher dieser fremde Gast einer andern Welt kommt und wohin er wandelt?

Leonie heftete eine Weile scharf und durchbohrend ihre Blicke auf Paul.

Sie haben recht, sagte sie dann mit ruhiger Stimme, man kann nichts darüber sagen. Es ist das Beste, sich auch nicht darum zu kümmern; sie nicht anzureden, solche Gestalten, nicht neugierig zu forschen, wohin sie sich wenden, noch andere neugierig zu machen, daß sie sich auf ihren Weg stellen. Man schweigt darüber, das ist das Beste!

Und damit nickte sie Paul einen kurzen, kalten Gruß zu, der ihm ankündigte, daß er entlassen sei.

Als er sich nach einer tiefen Verbeugung entfernte, sah sie ihm mit einem Blicke nach, aus dem plötzlich die strenge Kälte,

die sie eben gezeigt hatte, verschwunden war und eine große innere Bewegung sprach.

Er hat Antoine gesehen! sagte sie für sich, und dann nach einer Pause: Er ist eifersüchtig — der arme Mensch! Eine vollständige Erklärung! — Wäre er nur ein Graf oder Prinz — er hätte dann nicht nöthig, auf irgendjemand in der Welt eifersüchtig zu sein! So aber! — o mein Gott — das Leben ist oft recht dunkel und schwer. Ist es nicht genug, daß mir Antoine auf der Seele liegt? Nun dies noch! Dieser Bronckhorst ist mir immer gewesen wie ein großer an mich gerichteter Brief mit einem mächtigen seltsamen Siegel darauf. Ich weiß nicht, kündet sein Inhalt Freude oder Leid für mich! Ich wage nicht, das Siegel zu lösen; ich habe scheu bisjetzt nur die Außenseite betrachtet und von der Seite verstohlen hineingeblickt. Und nun — hätte ich ihn nicht fortgeschickt, ich glaube, dieser Brief hätte sich von selbst vor mir geöffnet und mich mit einem recht wunderlichen, erschütternden, betäubenden Inhalt überschüttet!

Prinzessin Leonie versank, nachdem sie dieses Selbstgespräch gehalten, in Nachdenken, ohne dabei die Schattenfeuchte und Kühle der dichten Taxuslaube mehr zu berücksichtigen, als es vorher Paul gethan.

Paul hatte unterdeß langsam wandelnd den Garten verlassen. Er war in einer sehr begreiflichen Aufregung. Er machte sich heftige Vorwürfe. Bald war er in Verzweiflung darüber, daß er zu viel gesagt; bald, daß er nicht mehr gesagt; bald über das, was er gesagt. Er wollte den Weg in die nahe gelegenen Waldungen einschlagen; denn er fühlte das Bedürfniß, in völlige Einsamkeit zu kommen, wo er sich ganz allein überlassen sei; jedes menschliche Gesicht, welchem er begegnete, war ihm in seiner Stimmung schreckhaft, entsetzlich. Und doch mußte er, als er über den Prälaturhof schritt, dem großen Ausgangsthore

zu, in ein Gesicht blicken, welches ihm gerade jetzt das entsetzlichste von allen war: das Monsieur Bouquet's.

Monsieur Bouquet's Gesicht nämlich zeigte deutliche Spuren, daß Geschäftssorgen auf seinem Haupte lasteten, und daß sein Nahen quer über den Hof her kein anderes Ziel habe, als Paul selbst, keinen andern Zweck, als einen Theil seiner Sorgen in Paul's Busen auszuschütten.

Paul machte einen Versuch, ihm zu entgehen. Er eilte mit langen Schritten weiter und nahm so wenig Notiz von dem Herankommenden, als ob dieser ein unsichtbarer Schemen sei.

Aber: Monsieur, Monsieur le secrétaire intime! schallte es laut und unerbittlich hinter ihm drein.

Paul mußte sich gefangen geben. Wie um ihn nicht entwischen zu lassen, nahm Bouquet ihn sogar unter den Arm.

Lassen Sie uns in Ihr Arbeitszimmer gehen, wir sind da ungestörter als in dem meinen, sagte Bouquet. Ich habe mit Ihnen über etwas zu berathschlagen.

Ist das so wichtig, daß Sie mich dazu förmlich pressen und gefangen nehmen? fragte Paul.

Ziemlich! versetzte Bouquet, ohne auf die Protestation zu achten, welche mehr in dem Ton, als in den Worten Paul's lag.

Sie traten in das Geschäftszimmer des herzoglichen Geheimsecretärs.

Bouquet begann damit, daß er die offen stehenden Fenster schloß, während Paul sich mit einem Gesicht, auf welchem Verdruß und Zorn kämpften, in seinen Arbeitssessel warf. Bouquet nahm sodann ihm gegenüber Platz und sagte mit einem Blick auf dieses ausdrucksvolle Mienenspiel:

Sind Sie nicht wohl?

Paul war viel zu ärgerlich, um sich auf diesen Beweis von

Theilnahme einzulassen. Beginnen wir! antwortete er kurz abgebrochen.

Weshalb sind Sie so brüsk? Ich komme zu Ihnen, um Sie zu verpflichten. Es gilt, den Herzog durch einen ganz wichtigen und wesentlichen Dienst für immer zu Dank zu verbinden. Ich will es ganz in Ihre Hände legen. Sie werden sich dadurch für immer in seiner Gunst festsetzen.

Ich erkenne sehr dankbar an, wie wenig eifersüchtig und neidisch Herr Bouquet mir jede Gelegenheit läßt, mich durch Arbeiten um das herzogliche Haus verdient zu machen! antwortete Paul ironisch.

Monsieur Bouquet streifte Paul's Züge mit einem forschenden Seitenblicke.

Ich habe eben keinen Grund zur Eifersucht auf irgendjemand in der Welt, mein junger Freund, sagte er dann mit sehr kühlem Tone. Der Herzog und ich kennen uns dazu zu lange, haben zu viel miteinander durchlebt!

Und was verlangen Sie jetzt von mir, das ich an Ihrer Statt besorgen soll?

Sie sind sehr stachelicht heute, mein Herr Geheimsecretär — aber kommen wir zur Sache. Es handelt sich darum, ob es Ihnen thunlich erschiene, für den Herzog in möglichst kurzer Frist eine kleine Anleihe zum Belaufe von einer Million Francs abzuschließen.

Eine Anleihe von einer Million? Wozu soll sie dienen?

Eine drängende Schuld damit abzutragen. Der Herzog schuldet einem pariser Bankierhause, den Herren La Boulaye und Dejaunic, infolge eines frühern Geschäfts diese Summe. Er hätte sie bereits vor längerer Zeit baar entrichten sollen, aber die Herren haben sich damals mit vier Wechseln, die er ihnen ausgestellt hat, begnügt. Der erste dieser Wechsel ist seit vier Wochen verfallen, der zweite wird es nach zwei Monaten.

Dann wird es freilich Zeit, an die Deckung zu denken.

Um so mehr, als ein Mitglied des Hauses La Boulaye sich gestern bei mir eingefunden hat, mit der Absicht, die erste halbe Million einzuziehen und darüber zu quittiren!

Und was haben Sie ihm gesagt?

Ich habe ihn ausgelacht und ihm dann sehr deutlich kundgethan, daß er warten müsse.

War er damit einverstanden?

Wie konnte er anders! Er jammerte, daß sein Haus unrettbar zu Grunde gehe, wenn demselben eine so große Summe lange entzogen bleibe; und als ich ihm rieth, die Wechsel zu verkaufen, jammerte er über den Verlust, den er alsdann erleiden werde; aber ich konnte ihm weiter keinen Trost geben und er mußte abziehen!

Paul war sehr unangenehm überrascht von dieser Mittheilung.

Kann denn die Güteradministration in den alten Besitzungen des Herzogs die Summe nicht decken?

Ach, machen Sie sich darüber keine Illusionen, fiel Bouquet lächelnd ein. Die herzoglichen Stammgüter sind ja noch immer mit französischem Kriegssequester bestrickt. Außerdem lasten — unter uns — für zwei Millionen Hypotheken auf ihnen!

Der Geheimsecretär machte große Augen. Er dachte mit Schrecken an seinen kriegsministeriellen Leichtsinn!

Wir müssen auf die hiesigen herzoglichen Besitzungen das Geld hergeliehen bekommen, fuhr Bouquet fort — und das wird Ihnen ja nicht so schwer fallen.

Ich fürchte das Gegentheil. Der Herzog und seine frühern Verhältnisse sind unbekannt hier im Lande. Unser Fürstenthum ist eine ganz neue Schöpfung. Man wird sich fragen: welche Bürgschaft der Dauer hat es? welche Garantie ist da, daß es geordnet und vernünftig verwaltet wird?

Es ist ja völkerrechtlich garantirt, es steht unter dem Schutze der europäischen Mächte . . .

Würden diese die Gläubiger befriedigen, wenn sie ihre Zinsen nicht erhielten, wenn ein finanzieller Wirrwarr über unsere Staatszustände hereinbräche, wenn ein Krieg ausbricht und das Land von fremden Truppen besetzt wird?

Aber, mein Gott, wenn man so ängstlich wäre, dann könnte ja niemand Geld auf die sicherste Hypothek hergeschossen bekommen!

Bei der jetzigen Lage der Dinge bekommt man es hierzulande auch sehr schwer. Man begräbt es lieber in irdenen Töpfen. Der einzige Mann, der uns helfen könnte, ist der Baron Schlettendorf; er drängt sich sogar dazu, denn höchst auffallender- und seltsamerweise war er heute morgens hier, um mir Geld für den Herzog anzubieten.

Schlettendorf? Zu dem hat sich gestern mein Herr La Boulaye von hier aus verfügt — er ließ sich von mir die Entfernung angeben, bemerkte Monsieur Bouquet.

Zum Baron Schlettendorf? rief Paul aus, indem er aufsprang, während Bouquet sich behaglich in seinem Sessel dehnte und ruhig fortfuhr:

Wenn der Baron Geld angeboten hat, so haben wir ja, was wir wünschen. Weshalb machten Sie denn die Schwierigkeiten? Es kommt nur darauf an, ob er genug hat!

Paul antwortete nicht; desto lebhafter waren seine Gedanken thätig.

Und Sie selbst, rief er dann nach einer Weile plötzlich aus, Sie selbst haben dem Franzosen gerathen, seine Wechsel zu verkaufen!

Allerdings, antwortete Bouquet, und war es nicht das Gescheidteste, was ich thun konnte? Bis er einen Käufer dafür

findet, fließt viel Wasser durch den Rhein, und kommt Zeit, kommt Rath!

O, der Käufer, fürcht' ich, ist schon gefunden, und ein sehr schlimmer!

Wer wäre das? Etwa der Baron? Was thut's . . . ich sehe nichts Uebles darin!

Paul antwortete nicht; aber die Lage der Sache stand klar vor ihm. Aus Reinhard Tondern's Briefe wußte er, daß Schlettendorf durch Moorhahn eine Million Francs hatte flüssig machen lassen. Der pariser Bankier hatte sich mit Wechseln zu einem solchen Belaufe, die von der Kasse des Herzogs nicht honorirt waren, zu ihm verfügt. Wozu anders, als weil Schlettendorf sie ankaufen wollte? Sollte er das beabsichtigen, um daran einen Vortheil zu machen? Gewiß nicht. Der Baron war zu sehr Edelmann, ein Wuchergeschäft zu machen. Er hatte andere Absichten. Er wollte eine Waffe wider den Herzog in seine Hände bekommen. Ganz ohne Zweifel war das sein Plan. Und sein Besuch am heutigen Morgen — dieses zuvorkommende Anerbieten — was hatte er damit anders gewollt, als Paul zu Eröffnungen über des Herzogs Geldverhältnisse verleiten — als ihn aushören — als sich überzeugen, daß der Herzog wirklich nicht im Stande sei, Wechsel von einem solchen Belauf fürs erste zu decken — er wollte sich überzeugen, daß seine Waffe keine stumpfe, daß sie im Gegentheil eine furchtbare sein würde! Und darin hatte er leider nur zu richtig gerechnet. Einen Bankier, einen Geldmenschen konnte der Herzog warten lassen; er konnte ihm Vorschläge machen, Bedingungen stellen, Zinsenverluste ansinnen — aber einem Baron Schlettendorf, einem Unterthan gegenüber wurde jede Schuld zur schlimmsten aller Schulden — zu einer Ehrenschuld!

Nun, unterbrach diese Gedankenreihe Bouquet, machen Sie

sich auf, reiten Sie zu Schlettendorf hinüber, verhandeln Sie mit ihm; seien Sie mit den Bedingungen nicht schwierig.

Haben Sie schon mit dem Herzog geredet? fragte Paul.

Gestern bereits. Er hat mich mit dem Bescheide fortgesandt: Nehmen Sie eine Million auf und lösen Sie die Wechsel ein. Also, mon cher collégue, beschaffen Sie das Geld. Grüßen Sie den Baron von mir; zögern Sie nicht!

Damit erhob sich Monsieur Bouquet, und wenn sein Gesichtsausdruck im Anfange dieser Unterredung etwas von Sorglichkeit gezeigt hatte, so war diese jetzt aus seinen geglätteten Mienen vollständig verschwunden.

Paul aber nahm rasch einige Aenderungen mit seiner Toilette vor, und dann verließ er Bouquet hastig und in großer Aufregung mit den Worten:

Ich will selbst mit dem Herzog reden!

Er schritt eilig hinaus und die Stufen hinauf, welche zum Wohngemach seines Gebieters führten. Der Kammerdiener im Vorzimmer wies ihn in eine Reihe kleiner, auf den alten Klosterhof, das Quadrum, hinausgehender Gemächer, in deren letztem der Herzog stand, umgeben von rings um ihn her beschäftigten Arbeitern, welchen er sehr eifrig Befehle über die Anordnung einer neuen Einrichtung und die Farben gab, die er auf den mit Stuck verzierten Plafond aufgetragen sehen wollte.

Bei Paul's Erscheinen machte er eine etwas ungeduldige Handbewegung, die diesem andeuten sollte, daß er warten müsse; während das Gesicht der Durchlaucht verrieth, daß ihm eine Geschäftsunterhaltung, womit Paul drohte, nichts weniger als angenehm sei in einem Augenblicke, der eine so viel anziehendere und unterhaltendere Beschäftigung für ihn hatte.

Paul blieb deshalb in dem nach frischem Anstrich und Ta-

petenkleister duftenden Zimmerchen stehen, welches vor dem, worin der Herzog thätig war, lag. Es hätte ihm willkommen sein müssen, so eine Frist zu erhalten, worin er noch einmal überdenken konnte, was er zu beginnen im Begriffe stand. Aber er verwünschte diese ihm aufgedrungenen Augenblicke der Ueberlegung. Er wollte nicht noch einmal beherzigen, was er zu thun beabsichtigte. Er fürchtete, daß sich in seiner Brust ein Kampf erheben würde, über den er im Sturm des ersten Augenblicks hinweggekommen war, eben weil er nicht lange überlegt und bedacht hatte, sondern weil er mit der ihm eigenthümlichen Entschlossenheit zur Ausführung übergegangen war. Darum drückte er jetzt seine Stirn an eine der Scheiben des Fensters, blickte auf den kleinen düstern Klosterhof hinaus und horchte nur auf den Schlag seines heftig klopfenden, beklommenen Herzens, indem er alle seine Seelenkräfte darauf richtete, ihm Ruhe zu gebieten.

Nach fünf Minuten trat der Herzog heran.

Nun, was gibt es? fragte Monseigneur Gaston du Merle de Blanc-Buisson, indem er die goldenen Gürtelschnüre seines violetsammtnen Schlafrocks fester zuzog und dabei durch eine Tapetenthür vor Paul her in sein Wohnzimmer schritt, wo er sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch warf. — Was haben Sie? Sie wissen, vor Tisch spreche ich nicht gern von Geschäften ... es verdirbt mir den Appetit!

Halten Sie zu Gnaden — aber die Sache duldet keinen Aufschub, Durchlaucht. Der Baron Schlettendorf steht im Begriff, Wechsel auf Sie, Monseigneur, zum Betrage von einer Million, theils schon fällig, theils in kurzer Frist zahlbar, anzukaufen.

Schlettendorf? Macht der Wechselgeschäfte? antwortete der

Herzog, indem der Anflug von Misvergnügen, der auf seiner Stirn lag, sich um ein Bedeutendes steigerte.

Nein, sonst nicht, Durchlaucht — und wenn er sie machte, so würde er nicht ein solches machen, das — verzeihen Sie mir — offenbar ein schlechtes wäre.

Was soll das heißen?

Ew. Durchlaucht Kassen können die Wechsel nicht honoriren. Das Geld aufzunehmen, ist bei den jetzigen Zeitumständen unmöglich. Alles dies ist dem Baron zur Genüge bekannt, da er sich keine Mühe hat verdrießen lassen, sich über Ihre Verhältnisse zu unterrichten. Er hegt also eine andere Absicht, indem er sich in den Besitz dieser Papiere setzt.

Und welche?

Er weiß, daß die Schuld, sobald er der Gläubiger ist, für Ew. Durchlaucht eine Ehrenschuld wird . . .

Das ist richtig. Ich würde in eine sehr schiefe Stellung gerathen, wenn man diesem Baron nicht sofort sein Geld zahlte, sobald er es verlangt.

Ew. Durchlaucht müßten ihm Zahlung leisten oder — mit ihm ein Abkommen treffen.

Das heißt?

Auf gewisse Vorschläge eingehen, die er Ihnen zu machen nicht säumen würde.

Und diese Vorschläge würden sein?

Vielleicht zuerst der, ihm einen Theil der Domänen des Fürstenthums als Ersatz für die Summe abzutreten.

Nimmermehr! rief der Herzog aus. Seine Besitzungen sind ohnehin zu groß im Verhältnisse zu dem Lande, in welchem sie liegen; eine solche Anschwellung derselben würde einen Mann aus ihm machen, neben welchem ich, der Landesherr, am Ende gar eine untergeordnete Rolle spielte!

Ganz richtig — und weil er voraussieht, daß Ew. Durchlaucht diesen Vorschlag nicht annehmen, hat er längst den zweiten, um den es sich eigentlich bei ihm handelt, fertig!

Der wäre?

Eine ganz freundschaftliche Uebereinkunft, eine Allianz der Familien, eine Verbindung zwischen seinem Sohne und . . .

Doch nicht etwa Leonie? platzte der Herzog zornig heraus.

Prinzessin Leonie!

Tolle Idee! rief der Herzog.

Baron Clemens macht ihr seit langem den Hof. Die Schlettendorf'schen Besitzungen, vereint mit Ew. Durchlaucht Domänen, würden ein ganz stattliches Hausvermögen bilden. Für die Nachfolge in die Souveränetäts- und Hoheitsrechte Monseigneurs würde, wenn man in Wien vordersamst eine Standeserhöhung erwirkt hätte, später auch leichtlich wol die Autorität des Kaisers zu erlangen sein. Mit den Wechseln aber würde dann die Fackel Hymens angezündet werden.

Was sagen Sie mir da? Woher vermuthen Sie das alles?

Ich schließe es. Es ist auch zu natürlich, zu sehr einfache Folge der Verhältnisse, daß der Baron so speculirt. Können Sie selbst, Durchlaucht, es dem Baron übel nehmen, daß er ehrgeizig ist? Seine Pläne mögen kühn und verwegen sein, aber sie haben nichts Unerlaubtes.

Darüber wollen wir nicht streiten, antwortetete heftig der Herzog, empört bei dem Gedanken an eine Mesalliance seiner Tochter — genug, daß sie unsinnig, wahnwitzig sind!

Und da Monseigneur so denken, ist es also von der äußersten Wichtigkeit, daß Baron Schlettendorf abgehalten werde von seinem Vorhaben, sich in eine Lage zu versetzen, worin er so kühn werden darf!

Freilich ist das von der äußersten Wichtigkeit!

Und Ew. Durchlaucht würden sicherlich gern ein Opfer bringen, andere Wünsche und Pläne, die Sie in Beziehung auf die Zukunft der Prinzessin hegen, aufgeben, wenn ...

Der Herzog sah Paul mit verwunderten Augen an.

Ich verstehe Sie nicht! sagte er stolz. Fahren Sie fort.

Wenn hinzukäme, daß Sie dadurch zugleich die gnädigste Prinzessin namenlos glücklich machten!

Der Herzog sah Paul jetzt mit einem Blicke an, als ob er an dessen richtigem Verstande zweifle.

Was zum Henker werde ich hören müssen? rief er aus.

Durchlaucht, fuhr jener unbeirrt dadurch fort — ein Zufall hat mich in ein Herzensgeheimniß der Prinzessin blicken lassen. Prinzessin Leonie hat gewählt ...

Unmöglich ...

Es ist so — ein junger Mann, von dem ich nichts anders sagen kann, als daß er eine schöne und ritterliche Erscheinung ist, und daß sich seine Treue dadurch bewiesen hat, daß er dem Gegenstande seiner Leidenschaft bis hierher gefolgt ist, daß er um seinetwillen in peinlicher Verborgenheit aushält ...

Ein solcher Anbeter Leonie's ist hier?! rief der Herzog.

Er ist es — die Prinzessin unterdeß findet nicht den Muth, ihrem durchlauchtigen Vater es zu gestehen — ihre Schüchternheit schiebt es von einem Tage zum andern hinaus ...

Schüchternheit?! Leonie ist nicht schüchtern! Sie muß sehr gute Gründe haben, nicht offen mit mir zu reden!

Wenn also Ew. Durchlaucht geruhen wollten, hub Paul wieder an, ihrem Vertrauen entgegenzukommen, ihr Geheimniß durch eine väterliche Frage zu gewinnen; wenn Monseigneur dann — Prinzessin Leonie wird keinen ihrer Unwürdigen gewählt haben — diese Wahl sofort öffentlich werden ließen, so würde dem Baron Schlettendorf der Boden, auf welchem er das kühne Ge-

bäude seiner Pläne errichtet hat, unter den Füßen weggerissen sein . . .

Der Herzog war aufgesprungen und hatte heftig an dem Klingelzuge, der über seinem Schreibtische hing, gerissen.

Pierre, rief er dem eintretenden Kammerdiener zu — ich wünsche auf der Stelle die Prinzessin zu sprechen!

Pierre verschwand.

Und Sie, mein Herr, wandte sich der Herzog an Paul — glauben Sie, ich durchschaute dies alles nicht — diese ganze Intrigue! Alles, was Sie mir da vorreden von den Ansprüchen und Planen des Barons, ist erfunden und erdichtet! Ich soll damit erschreckt werden, überrumpelt, ich soll dahin gebracht werden, eine unwürdige Verirrung meiner Tochter gutzuheißen. Nicht wahr, so ist es? Es ist abscheulich, daß Sie sich dazu haben verleiten lassen — Sie müssen mich für sehr einfältig halten — aber sang de Dieu, Gaston du Merle de Blanc-Buisson ist nicht solch ein Gimpel, sich von Ihnen fangen zu lassen, mein Herr!

Die Reihe, zu erstaunen, war an Paul gekommen. Er erblickte zum ersten male ein merkwürdiges Beispiel jenes natürlichen Mistrauens, welches das Leben in allen denen großzieht, die eine hervorragende Stellung in der Welt einzunehmen berufen sind. Aber dieser Ausbruch des Herzogs fesselte ihn auch an die Stelle, wo er stand. Im ersten Augenblicke, als der Herzog befohlen, Leonie solle erscheinen, war er erschrocken und wünschte sich weit hinweg; er wußte nicht, wie er, nachdem er ihr Geheimniß verrathen, ihr ins Auge schauen sollte. Er hatte natürlich vorausgesetzt, daß seine Mittheilungen ein Gespräch zwischen Vater und Tochter unter vier Augen zur Folge haben würden. Jetzt aber, so an seiner Ehre verletzt, blieb er und rief mit zorngeröthetem Gesichte aus: Durchlaucht, einen solchen

Vorwurf habe ich nicht verdient — das weiß Gott und Prinzessin Leonie wird es mir bezeugen! Ich habe gehandelt von dem reinsten Bestreben geleitet, Ihnen zu dienen und für der Prinzessin Lebensglück zu wirken!

Lassen Sie uns allein! sagte der Herzog streng.

Ich höre die Prinzessin kommen, und wenn Monseigneur erlauben, werde ich erst gehen, nachdem ihr Wort mich gerechtfertigt hat, nicht eher. Halten Ew. Durchlaucht es mir zu Gnaden — meine verletzte Ehre verlangt es.

Der Herzog schien eine zornige Antwort auf den Lippen zu haben, aber Pierre warf in diesem Augenblick beide Flügel der Thür auf und Leonie trat ein.

Was wollen Sie mir sagen, mein gnädigster Vater? fragte sie, indem sie mit einem Blick voll Unruhe in die erhitzten Gesichter der beiden Männer schaute.

Tritt näher, Leonie, sagte der Herzog. Man macht mir höchst seltsame Eröffnungen: Du seiest hinter dem Rücken deines Vaters in Verbindungen getreten ...

Und dieser Herr macht dir solche Eröffnungen? unterbrach ihn Leonie, während sie Paul einen Blick voll Zorn zuwarf.

Dieser Herr, fuhr der Herzog fort, ist dabei nicht stehen geblieben — er tritt als Brautwerber um dich auf für ein namenloses Subject, für irgendjemand, der sich hier verbergen soll ...

Der Zorn in den Mienen Leonie's wich dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

Was ich gethan habe, will ich auch vertreten, nahm Paul entschlossen und doch mit zitternder Stimme das Wort: ich glaube zu wissen, Prinzessin, daß Ihr Herz gewählt hat, und ich habe mich erkühnt, dem Herrn Herzoge wegen ganz bestimmter, drängender Umstände zu rathen, die Wahl Ihres Herzens ohne den geringsten Zeitverlust zu genehmigen.

Diese dringenden Umstände, fiel der Herzog mit dem Ton unsaglicher Verachtung ein, sind einige lumpige Wechsel, die Bouquet nicht gerade heute zu zahlen weiß! — Aber rede — was ist Wahres an der Beschuldigung, die man wider dich erhebt?

Nichts, antwortete Leonie mit festem Tone und ruhig einem Sofa zuschreitend, auf welches sie sich niederließ. Und doch ist, fuhr sie fort, diese falsche Beschuldigung erklärlich, ja, sehr verzeihlich, wenn ihr keine Indiscretion, sondern eine redliche Absicht — der Eifer für das Wohl unsers Hauses zu Grunde liegt.

Ich bitte um die Erklärung! sagte der Herzog.

So muß ich Ihnen denn gestehen, mein Vater, daß ich allerdings einen jungen Mann, welcher uns mit meinem Wissen hierher gefolgt ist und der mir nahe steht, bei den Mönchen im Kloster verborgen habe; daß ich mehrere Unterredungen mit ihm hatte; daß eine dieser Unterredungen, wahrscheinlich am gestrigen Abende, von dem Herrn da — sie deutete auf Paul — belauscht worden ist ...

Während sie ruhig und langsamer, als sie sonst pflegte, so sprach, beobachtete sie mit einem Lächeln, das etwas Spöttisches zu haben schien, das Mienenspiel Paul's.

Nun?! rief der Herzog voll Ungeduld aus.

Und Monsieur Paul, redete Leonie mit derselben ironischen Ruhe, womit sie bisher gesprochen, weiter, Monsieur Paul hat mich in der That mit diesem jungen Manne vermählen wollen?

Sie fuhr dabei fort, Paul zu fixiren; es mußte jedoch etwas in dessen Zügen liegen, was ihre Stimmung änderte. Ihr Gesicht verlor den heitern Ausdruck und es trat plötzlich ein großer, beinahe wehmüthiger Ernst in ihre Augen.

Ich glaubte dadurch zugleich für Ihr Glück zu wirken und den Herzog vor einer unerträglichen Situation zu bewahren!

sagte Paul halb laut, zu ihr gewandt und mit einer Stimme, woraus etwas wie eine flehentliche Abbitte klang.

Sie sah ihn mit einem großen Blicke an, dessen Innigkeit Paul ins Herz traf und den er doch nicht verstand oder nicht zu verstehen wagte. In der That, um zu begreifen, was dieser Blick bedeutete, hätte er hören müssen, was Leonie in diesem Augenblicke zu sich selber sagte: Er liebt mich, und er will mich dennoch einem andern geben. Welche deutsche Liebe!

Werde ich jetzt erfahren, wer dieser Mensch ist, von dem du redest? fuhr der Herzog zornig dazwischen.

Ahnen Sie das nicht, mein Vater?

Doch nicht ...?

Niemand anderes!

Antoine?! Sang de Dieu!

Antoine, mein Cousin! setzte Leonie, zu Paul gewandt, hinzu.

Ihr Vetter — Sie haben einen so nahen Verwandten?!

In der That, einen Neffen meines Vaters und längst vermählt.

Also ein Erbe des Hauses? rief Paul freudig erschrocken aus.

Leonie konnte nicht antworten, weil ihr Vater mit der Frage auf sie einstürmte:

Aber um des Himmels willen, woher kommt Antoine, und was will der unselige Mensch hier?

Er will von Ihnen Verzeihung und von mir, daß ich sie ihm erwirke!

Der Herzog warf sich in seinen Sessel zurück und stützte die Stirn auf seine Hand.

Gestehen Sie, Durchlaucht, daß ich gerechtfertigt bin, daß Ihr Mistrauen völlig grundlos war, nahm Paul das Wort, und daß Sie mir eine Ehrenerklärung schulden!

Der Herzog antwortete ihm nicht; er warf ihm blos einen

sprechenden Blick zu; in Worte übersetzt hätte dieser Blick ungefähr einen Sinn gehabt, wie: Welche naive Arroganz besitzt dieser Mensch, daß er an seine Ehre denkt, wo es sich um so wichtige Angelegenheiten des Hauses Anglure handelt!

Verlassen Sie uns! sagte er dann.

Darf ich Monsieur Paul nicht den Auftrag geben, den armen Antoine aus seinem Verstecke zu holen? fragte Leonie.

Der Herzog antwortete nicht.

Wenn Ew. Durchlaucht mir noch ein Wort zu Gnaden halten wollen, hub Paul wieder an, das Erscheinen eines männlichen Erbfolgers würde eine noch bessere Antwort auf gewisse Intriguen, von denen ich die Ehre hatte, Monseigneur zu unterhalten, sein, noch rascher und sicherer alle Fäden, die gesponnen sind, zerreißen.

Sang de Dieu! rief der Herzog aufspringend aus — quält mich nicht länger!

Leonie gab Paul einen Wink und sagte:

Gehen Sie ins Kloster hinüber. Pater Hubertus wird Sie zu dem Grafen von Epaville führen; holen Sie ihn her!

Paul warf noch einen Blick auf den Herzog. Dieser zeigte nichts von Widerstreben mehr und Paul eilte, den Befehl der Prinzessin zu erfüllen.

Er flog mehr, als er ging. Ein innerer Jubel erfüllte ihn. Eine namenlose Last war von seiner Seele gewälzt. Leonie war gerechtfertigt! Sie war nicht blos gerechtfertigt, ihr Herz war frei! Sie zürnte ihm nicht wegen des Verraths ihres Geheimnisses — sie war ihm dankbar, daß er über einen peinlichen Moment, den sie lange gefürchtet, nun so rasch fortgeholfen; sie gab es ihm zu erkennen, indem sie ihm den Auftrag ertheilte, ihren Vetter dem Herzog zuzuführen — sie zog ihn dadurch geflissentlich in die geheimsten Familienangelegenheiten hinein —

das alles erfüllte ihn mit einem Jubel, mit so stolzen Voraussetzungen, daß er auf dem rasch zurückgelegten Wege in die ehemaligen Klosteräume gar nicht Zeit behielt, an die inhaltschwere Thatsache zu denken: Das Haus Anglure hatte einen Stammhalter, einen Erbfolger!

Achtzehntes Kapitel.

Worin nähere Meldung geschieht von Antoine Graf von Epaville.

Paul hatte seinen Botendienst ausgerichtet. Als er in dem Conventsgebäude angekommen, hatte Pater Hubertus, ein alter, würdiger Mönch, der sich Leonie's besonderer Gunst erfreute und zuweilen in seiner Zelle von ihr besucht wurde, die Botschaft Paul's, daß er abgesandt sei, um den Prinzen Antoine zu seinem Oheim zu bescheiden, mit einem frohen: Gott sei Dank! aufgenommen.

Pater Hubertus erläuterte nicht, ob es Theilnahme an der zu hoffenden Versöhnung zwischen Oheim und Neffen, oder ob es Ueberdruß sei an der Gesellschaft des jungen Mannes, den er bei sich verborgen hielt, was ihn so erleichtert aufathmen ließ. Er führte Paul in eine der seinigen gegenüberliegende Zelle, worin der Fremde einquartiert worden war. Dieser lag lang ausgestreckt auf dem Bette, einen Band von Pigault Le Brun's Romanen in der Hand, der ihn, nach seinen mismuthigen Zügen zu urtheilen, nur sehr ungenügend unterhielt. Als Paul ihm mitgetheilt, weshalb er gekommen, erhob er sich langsam

und blickte forschend und kalt in die aufgeregten Züge dessen, der ihm eine Freudenbotschaft zu bringen glaubte und nun nicht wenig befremdet war von dieser eisigen Ruhe, diesem schweigsamen Wesen des jungen Herrn. Dann warf Graf Antoine seinen Schlafrock ab und beiseite, nahm eine dunkelblaue Marineuniform aus einem Koffer hervor, und nachdem er sie angezogen und sorgsam zugeknöpft, sagte er:

S'il vous plait, Monsieur!

Dieses war das einzige Wort, welches Paul heute von ihm hörte. Kein Wunder, daß der Graf auf Paul keinen besonders vortheilhaften Eindruck machte. Auch seine Züge fand er nicht so schön, den Ausdruck seines Gesichts nicht so bedeutend, wie es ihm gestern geschienen. Der Graf hatte allerdings feine und edle Züge; er glich Leonie; aber sein Gesicht war regelmäßiger und ursprünglich noch wol schöner als das ihre; nur hatte leider dieses Gesicht alle jugendliche Frische verloren, alle Farbe war davon verschwunden, man erkannte es auf den ersten Blick, Graf Antoine hatte zu früh und zu viel gelebt!

Im Vorzimmer des Herzogs wartete Pierre. Er eilte freudig bewegt, dem jungen Herrn die Hand zu küssen. Dieser ließ es nicht zu, er schüttelte Pierre's Rechte anscheinend herzlich und warm und ließ sich dann in das Wohnzimmer seines Oheims führen.

Paul Bronckhorst blieb natürlich zurück. Was drinnen zwischen Oheim und Neffen verhandelt wurde, ward niemand kund — es sei denn, daß es vermittels eines an das Schlüsselloch gedrückten Gehörganges zu Pierre's Wissenschaft gekommen.

Bei der Mittagstafel, zu der, wie gewöhnlich, auch heute ein paar Beamte eingeladen waren, stellte der Herzog seinen

Neffen urz und lakonisch als: le Comte d'Epaville — vor, ohne eine Wort zur Erläuterung dieser plötzlichen und auffallenden Vermehrung der fürstlichen Familie hinzuzusetzen.

Eine solche Erläuterung jedoch sollte Paul nicht lange vorenthalten werden. Gegen Abend wurde er zur Prinzessin Leonie heraufbeschieden.

Sie kam ihm lebhaft entgegen, als er eintrat und sagte, indem sie ihm die Hand reichte, die er erröthend an seine Lippen führte: Ich bin Ihnen Dank schuldig. Sie haben es gut gemeint. Und obwol Sie sehr dumme Gedanken gehabt und sich sehr unberufen in Dinge gemischt haben, welche Sie nichts angingen, haben Sie doch etwas ins Werk gesetzt, das mir lange schwer auf der Seele lag. Darum danke ich Ihnen. Der Erfolg war eben für Sie. Wäre er gegen Sie gewesen, so wäre es Ihnen sehr übel ergangen. Berechnen Sie danach, fügte sie lächelnd und fast spöttisch hinzu — Ihr Verdienst!

Daß das nicht groß sei, gnädigste Prinzessin, antwortete Paul, sehe ich vollkommen ein — ich wäre sonst nicht so tief beklommen gewesen, während ich eben die Stiegen heraufschritt, um Ihrem Befehle zu gehorchen und vor Ihrem Antlitz zu erscheinen. Auch verlange ich nichts als Ihre Verzeihung — Dank verdiene ich nicht.

Was denken Sie über die ganze Angelegenheit, in deren Geheimniß Sie der Zufall eingeweiht hat?

Ich denke mir, daß der Graf von Epaville durch seine Aufführung die Gnade seines durchlauchtigsten Oheims verscherzt und dann sich gezwungen gesehen hat, alles aufzubieten, um sie wieder zu gewinnen. Er ist dazu hierhergekommen und ich darf aus Ihren Worten schließen, daß es ihm gelungen!

So ungefähr ist es, nicht ganz, versetzte die Prinzessin. Antoine ist der Sohn des jüngern Bruders meines Vaters. Da er früh verwaist wurde, ist er mit mir in unserm Hause erzogen worden. Es war eine Art Adoption; er wurde allgemein als der Nachfolger meines Vaters betrachtet, da ich ja das Unglück habe, nicht zu dem starken Geschlechte zu gehören und also an jener weiblichen Unvernunft und Verstandesschwäche leide, welche uns unbesonnene Wesen unfähig macht, ein Herzogthum wie das von Anglure zu regieren. Auch betrachtete sich Antoine selbst nicht anders, und um so mehr mit gutem Grunde, als er unsere Hausgesetze für sich hatte. Daraufhin sündigte er. Er war von frühester Jugend auf ein wilder Gesell und schwer zu leiten. Er hat mehrere Jahre in Paris zugebracht und sehr, sehr viel Geld gekostet; sein Schuldenmachen und seine Excesse wurden endlich so arg, daß mein Vater, um ihn in ein geregeltes Leben zu bringen und ihm die Wohlthaten einer strengen Aufsicht angedeihen zu lassen, ihn in Militärdienste brachte und zwar in die französische Marine. Die Gelegenheiten zu Ausschweifungen sind da seltener, weil die jungen Herren doch wenigstens einen großen Theil des Jahres sich in einer Gegend befinden, wo es keine Cafés für die Jeunesse dorée, keine Spielhäuser, keine öffentlichen Tanzsäle und andere Vergnügungsorte gleicher Art gibt; abgesehen davon, daß sie verhindert sind, auf dem Deck einer Fregatte Pferde, Meuten und Jockeys zu halten. Antoine also wurde Marinelieutenant auf der französischen Flotte. Im Anfang ging nun alles gut — aber leider zeigte sich bald, daß der Geist der Offiziere, mit denen er diente, nicht der beste war. Diese Herren schienen auf ihrem freien und schwankenden Elemente immer noch den Cultus für Ideen und Grundsätze zu bewahren, welche heute doch überall da, wo die Menschen den festen Boden unter den Füßen haben, um Ansehen

und Credit gekommen sind. Kurz, Monsieur Antoine, mein verehrter Vetter, begann nach einer Weile Seedienst und Uebung in der Tugend für Freiheit, Menschenrechte und Republik zu schwärmen und wurde ein fanatischer Gegner aller Standesunterschiede.

Aber vielleicht thue ich unrecht, hierin die Wirkung des Umgangs mit seinen Kameraden zu sehen. Denn schon früher hatte sich Antoine den bequemen demokratischen Grundsätzen und Ansichten, welche Paris beherrschten, als er es zum ersten male betrat, zugeneigt bewiesen. Er hatte, wie ich glaube, mit intelligentem Auge alles erblickt, was in der neuen Weltanschauung, dem neuen System der Moral Angenehmes für einen jungen Mann lag, der weiter nichts will, als sich amusiren, ohne sich um sonst irgendetwas in der Welt zu kümmern. Und noch etwas anderes kam hinzu, der Umstand nämlich, daß die französische Marine keine Gelegenheit fand, mit großer Thätigkeit in die Weltgeschicke einzugreifen, weil die englische sich nicht nehmen ließ, ihr freundlichst jede Mühe der Art zu ersparen. In den Häfen blokirt und eingeschlossen, hatten die jungen Herren mit den Ankerknöpfen mehr Langeweile, als für sie ersprießlich; und daher kamen sie auf Gedanken und Zeitvertreibe, die bei Antoine höchst verhängnißvolle Folgen hatten. Nachdem er sehr lange nichts von sich hören lassen, meldete er sich endlich bei meinem Vater wieder mit ganz auffallenden Geldforderungen; und zum Schlusse stellte sich heraus, wie guten Grund der arme Schelm gehabt, eine Dotationserhöhung zu erbitten — er hatte nämlich sich mit einer kleinen Familie umgeben, freilich nicht ganz auf dem gewöhnlichen Wege und nach der gewöhnlichen Reihenfolge der einander bedingenden Thatsachen. Denn seine vor dem Maire vollzogene Trauung mit einer Demoiselle Vaubeyessard aus Marseille war nur insofern immer noch früh genug vor-

genommen, als sie über Antoine's Haupt einen niederschmetternden Sturm zusammenzog, den Zorn meines Vaters, der nun alle Langmuth erschöpft erklärte. Der Herzog kündigte ihm an, daß er sich völlig von ihm lossage und ihn enterbe. Antoine antwortete anfangs nicht ganz passend auf diese Eröffnung. Er warf mit demagogischen Redensarten um sich und schien des tröstlichen Glaubens, daß er nicht enterbt werden könne. Seitdem aber ist sein Trotz gebrochen. Nicht allein, daß seine Verheirathung mit einer Demoiselle Vaubeyessard ihn um die Vortheile bringt, welche die alten Hausgesetze ihm gewähren — es kommt jetzt noch hinzu, daß die Abtretung der Niederlande mit unsern Stammbesitzungen an Frankreich für das Herzogthum Anglure jene republikanische Gesetzgebung geltend gemacht hat, welche alle Fideicommißrechte und Verhältnisse feudaler Natur vernichtet. Das alles mag jedoch Antoine in seiner Zuversicht auf eine glänzende Zukunft als Stammeserbe unsers Hauses nicht erschüttert haben — bis er endlich erfahren, daß unsere ganzen Stammbesitzungen selber fürs erste in Frage gestellt, daß sie uns vorläufig wenigstens ganz entzogen sind. Das hat ihn denn nun bedenklich, ängstlich und endlich schmiegsam gemacht und veranlaßt, hierherzukommen, um sich mit meinem Vater auszusöhnen.

Das ist, antwortete Paul, freilich das Klügste, was der Graf thun konnte; denn was dieses Fürstenthum Emsa-Ravenstein angeht, so ist es Ihrem Herrn Vater so übergeben, daß die Fideicommißverhältnisse und Hausgesetze, welche in den geraubten Stammbesitzungen galten, hier wieder gelten. Hat also der Graf dort seine Rechte verscherzt, so sind sie auch hier verscherzt. Ihr Vater kann jetzt die Erbfolge ganz so bestimmen, wie es ihm beliebt. — Aber, wenn ich die Frage wagen darf, fuhr Paul

fort, ist es dem Grafen gelungen, zu Gnaden aufgenommen zu werden?

Rascher und leichter, versetzte die Prinzessin, als er es erwarten durfte und als es sogar für ihn gut und erfreulich sein kann. In der Art, wie mein Vater ihm erlaubt hat, fürs erste hier zu bleiben, ja, auch in Gottes Namen seine Gräfin, geborene Vaubeyessard, hierher zu einem Besuche sich nachkommen zu lassen — darin lag etwas, was hinreichend verrieth, daß mein Vater ihm völlig und unrettbar sein Herz abgewandt hat, daß er ihn durchaus als einen Fremden betrachtet, dessen Thun und Lassen und Verhältnisse ihn nicht angehen, und den er als bloßen Gast in seinem Hause ansieht, ohne sich weiter um seine Angelegenheiten zu kümmern.

Auf Paul machten diese Mittheilungen Leonie's einen eigenthümlichen und zwar nicht sehr ermuthigenden oder beruhigenden Eindruck. Die Erscheinung des Grafen Antoine hatte ihm etwas persönlich Abstoßendes. Es war ihm, als werde er mit diesem Manne in Kämpfe gerathen, als drohe ihm ein feindliches Zusammenstoßen mit demselben. Und dann lag für ihn etwas Bedrückendes, Herabstimmendes in der Art und Weise, wie Leonie über des Grafen Verbindung mit einer Demoiselle Vaubeyessard, als der Folge schlechter, demagogischer und revolutionärer Grundsätze, gesprochen. Er mochte sich jedoch selbst nicht gestehen, daß dieses Gefühl mit einem ganz egoistischen Gedankengange zusammenhing!

Nachdem ihn die Prinzessin entlassen hatte, setzte er sich nieder, um trotz der Eröffnungen, welche Leonie ihm gemacht, Tondern zu schreiben:

„Ich melde dir in der Eile, lieber Freund, daß sich zu deiner Madame Henriette d'Anglure, Comtesse d'Epaville, hier ein Graf

Antoine d'Epaville gefunden hat. Er ist der Neffe des Herzogs, in dessen Hause erzogen und aller Wahrscheinlichkeit nach dereinst auch dessen Erbe und Nachfolger. Sei so gut, dies sofort Herrn Moorhahn mitzutheilen; er wird den nöthigen Gebrauch davon zu machen wissen bei Leuten, die unvorsichtigerweise eine Million auf die trügerische Hoffnung zu verwenden beabsichtigen, die Thronfolge in unserm Fürstenthum durch das, was man eine «glänzende Partie» nennt, ihrem Hause zu erwerben!"

Paul sandte diese Zeilen durch einen Expressen ab, erhielt jedoch am Abende des folgenden Tages die Antwort Tondern's:

„Deine Warnung kam zu spät. Herr Moorhahn hat im Auftrage Schlettendorf's am gestrigen Abende einem französischen Bankier so etwas wie eine Million oder eine fast daran reichende respectable Summe in seinem Zwischenstübchen mit den rothgewürfelten Calicotvorhängen, die du kennst, theils baar, theils in Tratten, ausbezahlt. Dein Tondern."

Paul zerriß den Brief, damit keine Spuren dieser Correspondenz übrig blieben und sagte mit zornigem Unwillen: So haben wir uns also auf den Kampf mit Schlettendorf zu rüsten. Wir wollen sehen, was er ausrichtet! Solange ich hier bin, soll er seinen Zweck nicht erreichen — das schwöre ich ihm!

Tondern's Brief mahnte übrigens Paul an das ausführliche Schreiben, welches er ein paar Tage früher von seinem Freunde erhalten hatte — mit Bitten und Aufträgen, die noch nicht erledigt waren. Er beschloß deshalb zunächst die begonnene Proceßschrift für Tondern zu vollenden und am andern Tage Erkundigungen einzuziehen, ob Demoiselle Agnes Dorgelo eine bescheidene Sphäre weiblich stillen Wirkens am herzoglichen Hofe finden könne.

Diese Erkundigungen fielen nach Wunsch aus. Paul konnte am andern Tage Tondern mittheilen, daß man der „Melusine

von Rellingstein" entgegenharre, wenn sie sich herablassen wolle, ihre Talente der Aufsicht über die herzoglichen Leinwandbestände zu widmen.

Für den tapfern Franecker wurde diesem Briefe eine Anweisung beigefügt.

Neunzehntes Kapitel.

Auch ein neuer Herr, aber in einem andern Lebenskreise.

Zwischen dem vorigen Abschnitte unserer Erzählung und dem, welchen wir heute beginnen, liegt eine Reihe von Monden; ein Winter, ein Lenz, ein Sommer liegen dazwischen, die wol das innere Leben der uns befreundet gewordenen Gestalten entwickelt, was keimend in ihren Herzen lag, der Reife entgegengeführt, aber doch keine Ereignisse herbeigebracht haben, welche unsere Pflicht, als gewissenhafter Historiograph der Häuser Anglure, Schlettendorf, Moorhahn und Werdekoping uns zu verzeichnen geböte. Unter den beiden ersten hat bis zu dieser Stunde Friede geherrscht. Der Vasall hat seinem Lehnsherrn noch immer nicht die Absage zugesandt, ihm nicht die Sorgen seiner Regententhätigkeit vermehrt durch die Erinnerung an die Existenz gewisser Verpflichtungen; kein Wunder, daß Gaston I. den Gedanken daran ebenso wenig in den Kreis dessen aufnimmt, was zu seinen Lieblingsbeschäftigungen gehört, wie Paul Bronckhorst, dessen Herz von andern Dingen voll ist, daran denkt, sich auf einen Kampf zu rüsten, den er früher drohend bevorstehen glaubte und der nun nicht ausbrechen zu wollen scheint.

Was das Haus Moorhahn und das des Wehrfesters angeht, so erfüllt es uns mit großer Genugthuung, melden zu können, daß die freundschaftliche Verbindung zwischen ihnen von seiten des Schulzen fortwährend warm gehalten worden ist durch gelegentliche Aufmerksamkeiten in Gestalt angenehmer ländlicher Producte, welche häusliche junge Stadtdamen gleich Mademoiselle Annette ihrem ganzen Werthe nach zu schätzen wissen. Ja, diese Freundschaft hat unlängst eine Veranlassung erhalten, sich noch fester zu knüpfen.

Schulze Werdekoping nämlich, der noch so mannhafte Wehrfester, hat den Entschluß gefaßt, den Nachfolger in seiner Würde zu ernennen. Bei einem noch so rüstigen und kräftigen Manne, den wir noch im vorigen Jahre entschlossen sahen, es mit einem ganzen Trupp preußischer Husaren vom Regiment Zitzewitz aufzunehmen, müßte dies auffallend erscheinen, wenn nicht ganz besondere Umstände da wären, welche ihn zu dieser Handlung entsagender Selbstverleugnung zum Wohl und Besten seines angestammten Erbes veranlaßten.

Lambert nämlich, der älteste seiner Söhne, hat sich aus den Töchtern seines Gaues eine schmucke Dirne gefreit, welche ein Beträchtliches an Geld und Gut von einem kinderlosen Oheim erben wird, sowol Ackerländereien als ausstehendes Kapital — also eine vielumworbene, vielbegehrte Schöne. Lambert hat ihre Zusage erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß der alte Wehrfester ihm allein und niemand anderm den Hof verschreibe. Darüber verlangt die ländliche Braut Sicherheit durch Brief und Siegel.

Der Wehrfester aber hat sich entschlossen, diese Bedingung anzunehmen. Sie ist hart, sehr hart für den noch rüstigen Mann. Auch hat er lange schwer mit sich gekämpft. Aber am Ende bleibt ihm ja keine Wahl; wie könnte er es verantworten,

wenn durch seine Weigerung dem Hofe eine solche Braut entginge!

Demgemäß sehen wir an einem heitern, sonnigwarmen Herbstnachmittage einen großen und schwerfälligen Jagdwagen, schön gelb mit grünen Rändern angestrichen, mit zwei glänzendfeisten Rappen, die so rund sind wie ein gemästetes Individuum der Pferderasse nur sein kann, zum Thore der Stadt hinausrollen, dem Hofe des Wehrfesters zu. Hermann der Knecht lenkt ihn. Auf den Bänken dichtgedrängt sitzen sechs Personen. Auf der ersten Bank, neben dem Knecht, hat Freund Tondern Platz genommen; er blickt, in nachlässig ruhender Stellung, den rechten Arm über die Lehne der Bank geworfen, den Körper nach rückwärts gewandt, höchst schelmenhaft aus seinen blauen Augen den Gegenstand seiner Anbetung an. Mademoiselle Annette nämlich sitzt unmittelbar hinter ihm neben Vater Moorhahn, auf der zweiten, den Ehrenplatz darstellenden Bank, und Tondern neckt Annetten mit Mienen und Worten, so oft ihre federleichte Gestalt bei den grausamen Stößen des Wagens mit einem leisen Schrei in die Höhe schnellt. Zuhinterst auf der dritten Bank aber thronen die würdigen Gestalten zweier Biedermänner, welche den Rechtsgelehrten als Zeugen begleiten; es sind der Syndikus Schierholz mit dem dicken Zopf und der treffliche Kriegsmann, der Hauptmann Uhlenhorst. Die Rappen laufen gestreckten Trab; der Weg ist trocken und heute zu befahren ohne augenscheinliche Gefahr für menschliches wie animalisches Leben; ja, es gibt sogar Stellen, wo die beruhigende Thatsache vor Augen tritt, daß polizeiliche Fürsorge über ihm gewaltet hat. Denn es ist wirklich etwas wie eine Ausbesserung versucht, wenn auch nur durch zugefahrenen Bauschutt, der mit seinem Hauptbestandtheile, den ansehnlichen Ziegelsteinbrocken, freilich der Bequemlichkeit der Reisenden keine Rechnung trägt, sondern mit Reinhard Ton-

dern in einem boshaften Einverständiß zu stehen scheint, indem er Annettens weiblich anmuthige Schnellkraft entwickelt und Reinhard Toudern's Neigung zu schlechten Scherzen begünstigt.

Aber man sieht doch, daß der große Gedanke einer Wegebesserung heimisch geworden ist im Lande, und man redet sogar davon, daß die preußische Regierung mit dem kühnen Plane umgehe, die ganze nach dem Rhein führende Straße fest chaussiren zu lassen, — eine Operation, über deren nähere Beschaffenheit und Möglichkeit das Zeugenpersonal auf der hintersten Bank eben verschiedene Ansichten äußert. Hauptmann Uhlenhorst erklärt sich gegen die Ausführbarkeit, während Syndikus Schierholz sich dem Glauben zuneigt, daß man so großartiger Unternehmung von der jetzigen Regierung sich wol versehen dürfe; wogegen denn Hauptmann Uhlenhorst aus strategischen Gründen geltend macht, daß eine Chaussee zum Verderben der lieben Vaterstadt gereichen würde, alldieweil dieselbe in kriegerischen Zeiten dem Feinde möglich mache, sofort ins Herz des Landes zu marschiren; abgesehen davon, daß sich bei so erleichterter Communication allerlei fremdes Volk, Händler, Speculanten u. s. w., einstellen und dem einheimischen Gewerbebetriebe den Markt nehmen würde. Hauptmann Uhlenhorst erklärt sich deshalb entschieden gegen jeden Chausseebau.

Herr Moorhahn dagegen gibt sein Verdict dahin ab, daß die Sache doch im ganzen wol ihre großen Vortheile habe; er meint, wenn die Preußen durch eine Kunststraße einem auswärtigen Feind den Marsch erleichterten, was allerdings einem Manne von Fach, wie Hauptmann Uhlenhorst, wol zu glauben, so seien sie doch auch die Leute, um diesen eingedrungenen Feind alsbald wieder zum Lande hinauszuwerfen. Was aber die Beeinträchtigung des heimischen Verkehrs angehe, so sei diese allerdings nicht außer Acht zu lassen; jedoch werde die Benachtheili-

gung des vaterstädtischen Commercii auch wieder aufgewogen durch die erhöhte Leichtigkeit, gute und preiswürdige Gegenstände aller Art sich mit Umgehung eben dieses Commercii von außen her kommen zu lassen; wie er selbst denn im eventuellen Falle entschlossen sei, sich direct vom Rhein her seinen Keller mit guten Sorten der beliebten Flüssigkeit füllen zu lassen, welche man am zweckmäßigsten von dort unmittelbar aus den Händen der Producenten beziehe.

Hauptmann Uhlenhorst widerspricht jetzt nicht mehr; sei es überwunden durch das Gewicht der Gründe Moorhahn's, oder von dem Wunsche durchdrungen, für solche Eventualitäten sich im Besitze der vollen Gunst seines theuern Freundes, des Rechtsmannes, zu erhalten.

Der letztere aber, der sich in jüngster Zeit immer mehr in Widerspruch gesetzt hat mit den allen seinen Landsleuten noch immer tief eingeprägten Gefühlen, geht dazu über, die wohlthätigen Wirkungen zu berühren, welche überhaupt die Verwaltung des Vaterlandes durch die neuen Herren bereits gehabt; am Ende welcher Rede denn freilich, um ihren Effect zu schwächen, Syndikus Schierholz die Bemerkung fallen läßt: Wenn sie uns nur nicht ihr schreckliches Rekrutirungssystem gebracht hätten! — Und Hauptmann Uhlenhorst meint: Daß sie sich hierzulande sonst nützlich zu machen suchen, ist eigentlich auch nur ihre verfluchte Schuldigkeit, wasmaßen es ja doch auch lauter gute und echte Westfälinger gewesen sind, so Preußen vor nunmehro über hundert Jahren die langgewünschte Königskrone verschafft haben.

Diese Versicherung wird mit einigen leisen Andeutungen aufgenommen, daß man ihr nicht ganz unbedingt Glauben beimesse. Aber Hauptmann Uhlenhorst vertheidigt sie, indem er einzelne Persönlichkeiten aus den Zeiten des ersten Königs in Preußen

namhaft macht und z. B. nachweist, daß der an entscheidender Stelle in Wien einflußreiche Pater Wolf aus der Familie derer von Wulf zu Lüdinghausen stamme.

Mit solchen Unterhaltungen langt man endlich an Ort und Stelle an, und der große „Ringselwagen" klappert, rasselt und lärmt sich ohne Unfall bis vor des Werdekoping'schen Hofes weit geöffnete Thore. Der Wehrfester tritt unter die Thür seines Hauses, lüftet grüßend seine Schlafmütze und gibt sich dann mit stillem Ernste der Betrachtung des Schauspiels hin, welches seine Gäste ihm darbieten, indem sie mit sehr verschieden abgestufter Gewandtheit in der Equilibristik von ihrem hohen Sitze herunterklettern, ohne daß es Schulze Werdekoping einfiele, er könne sich ihnen vielleicht durch die Ausstreckung eines Armes oder die Darreichung der Hand nützlich erweisen. Am rascheſten ist Tondern unten, der es sich nicht nehmen lassen will, Annetten einen Ritterdienst zu leisten, und bei Annetten scheinen nun wirklich ihre periodischen Aufschnellungen während des ganzen Wegs nur die Anläufe zu dem endlichen großen Hauptflug gewesen zu sein, mit welchem sie, von Reinhard Tondern um die schlanke Taille gefaßt, sich von ihrer Höhe auf den Boden schwingt, daß hochauf die Röcke flattern.

Die Gesellschaft hält ihren Einzug und wird zu dem großen langen Tische geleitet, an dem wir früher einmal die ganze Einwohnerschaft des Hofes bei der abendlichen Litanei versammelt fanden. Hier sind zwei Reihen blauer holländischer „Koopje's" oder Kopftassen aufgepflanzt; die Gäste werden genöthigt, auf Bänken und Stühlen Platz zu nehmen, als ob für ihre zerstoßenen Gliedmaßen es keine dringlichere Angelegenheit gäbe, als augenblicklich wieder in eine sitzende Stellung zu gerathen; und nun wird feierlich von der Hausfrau das Heiligthum, die große Bundeslade, das Palladium ländlicher Gastlichkeit, die ungeheuere

Kaffeekanne, aufgetragen, gefüllt mit einem Maße dunkler, mit Cichoriengift versetzter Flüssigkeit, welches hingereicht haben würde, die zwei römischen Orlogsschiffe flott zu machen, die man einst in diesen selben Gegenden der westfälischen Vorgeschichtenseherin Velleda zum Geschenk machte.

Unter den andern Gegenständen, welche behufs der Naturalverpflegung der städtischen Gäste herbeigetragen werden, zeichnen sich aus die hochgehäuften Schnitten jenes berühmten schwarzen Brotes, dessen unvorsichtiger Genuß einem Elefanten Magenkrämpfe zu machen im Stande ist — neben Bergen jenes zwiefach gebackenen „Knabbels", ein Brot, welches sich besonders dadurch empfiehlt, daß es harmlos hineinbeißende Individuen auf ganz unentgeltliche Weise derjenigen Kauwerkzeuge entledigt, welche über kurz oder lang der Thätigkeit zahnärztlicher Praxis anheimgefallen sein würden. Daneben glänzen goldhelle Scheiben köstlichen Honigs, denen sich zunächst die beiden jüngern Mitglieder der Gesellschaft freundlich theilnehmend zuwenden, um sich sinnig bedeutsam im Genusse dessen zu begegnen, was von allen irdischen Nährstoffen das Zarteste, das am meisten Poetische ist. Unterdessen nimmt der Wehrfester am obern Ende des Tisches seinen alten Lehnstuhl ein, während die Hausfrau ab- und zugeht, und der präsumtive Thronerbe Lambert ohne äußere Zeichen der Theilnahme am Feuer sitzen bleibt, beschäftigt, seine mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit immer wieder erlöschende kurze Pfeife anzuzünden.

Nachdem die Gesellschaft eine Viertelstunde lang ziemlich schweigsam thätig gewesen, ist die große Kaffeekanne etwa der Hälfte ihres Inhalts entledigt; der Rest würde jetzt nur noch vielleicht einer einzelnen römischen Triremis Raum und Fahrwasser zu einer kleinen Kreuzerfahrt bieten. In den Speisevorräthen sind namhafte Verwüstungen angerichtet — man

kann allmählich dazu übergehen, das Geschäft in Angriff zu nehmen.

Dazu begibt man sich, nachdem Annette die Herren verlassen, um sich zum Zeitvertreibe draußen Hof, Garten und Viehbestände anzuschauen, in die Hinterstube, wo die großen geschnitzten Schränke stehen, welche den Reichthum des Bauers bergen, die Leinenvorräthe und auch wol die kleinen Säcke mit den ersparten „groben" Münzsorten — insofern nicht ein besonders mistrauisches und fürsichtiges ländliches Gemüth dafür ganz andere Verstecke in hohlen Balken, unter den Beschußplanken der Schlafkammer oder sonst irgendwo ausgesucht hat. Auf besondere Einladung Moorhahn's folgt hierher auch die Hausfrau und auf deren Einladung wieder Lambert, der Präsumtive. Die Zeugen setzen sich still auf die Bank, und der Wehrfester nimmt wieder am obern Ende des Tisches seinen Platz ein, während Moorhahn und Tondern ihre Stempelpapiere und ihr Schreibgeräth hervorholen und zurichten. Frau und Sohn wohnen stehend der Verhandlung bei.

Die Einleitungsformalitäten sind bereits in der Stadt niedergeschrieben, Jahr und Datum nebst Indictio Romanorum und Regierungsjahr des allerdurchlauchtigsten und unüberwindlichsten „Kaisers Francisci, immer Mehrer des Reichs", sind festgestellt. Die eigentliche Verhandlung kann beginnen und dabei tritt nun endlich die Hausfrau in ihr volles Recht. Den Hof soll der Notarius dem Jungen zuschreiben, ja, aber nicht geneigt ist die Bäuerin, sich lebendigen Leibes vollständig beerben zu lassen. Das Leibzuchthaus und die Hälfte des Leinens muß er den Alten lassen; dazu dreißig Scheffel Saat Landes, die sie selber bebauen, und dem Knecht, dessen sie dazu bedürfen, gibt er die Kost.

Hier unterbricht sie der präsumtive Lambert, er streicht sein

kurz verschnittenes blondes Haar über dem Scheitel glatt und dann meint er:

Das ist denn doch zu viel, Mutter; was wollt ihr mit dreißig Scheffel Land für euch zwei Leute und dazu den großen Garten beim Auszüchterhaus?

Dreißig Scheffel, wiederholt die Mutter bestimmt, und darunter soll der Kamp an der Lohhecke sein.

Das ist der beste, den wir haben! wirft Lambert mit dem größten Misvergnügen ein — der Gedanke, den Kamp an der Lohhecke fahren lassen zu sollen, scheint ihm den Rest von Befriedigung über das, was hier zu seinen Gunsten vorgenommen wird, zu rauben; von nun an macht Lambert nur die Miene eines Mannes, der himmelschreiend übervortheilt, der von einer überlegenen Gewalt ausgeplündert wird.

Den Kamp kann ich Euch nicht lassen, Mutter, hebt er wieder an; wenn der nicht mehr beim Hofe ist . . .

Den Kamp müssen wir haben, fällt eifrig die Mutter ein.

Mutter, es geht nicht, ich kann mich nicht darauf einlassen, versetzt Lambert mit zornigem Aerger.

Bei solcher Hartnäckigkeit des Sohnes wendet sich die Wehrfesterin an die entscheidende Instanz, an den in schweigender Ruhe dasitzenden und zuhörenden Gatten.

Vuer, fragt sie, wat seggst du?

Der Wehrfester scheint einen Augenblick unschlüssig; gewiß kämpft in ihm das Verlangen, das fruchtbare Ackerland zur Leibzucht zu nehmen, mit dem Gedanken an den Nachtheil, welcher dadurch dem Hofe erwächst; endlich siegt das höhere Interesse, die Sorge um den Hof, über die egoistische Sorge für sich, und: De Junge sall den Kamp hollen! lautet seine lakonische Entscheidung, worauf die Wehrfesterin in stummer Unterwerfung keine Silbe mehr äußert.

Man geht zu andern Gegenständen über, die der Hof den „aufs Altentheil" gesetzten Wehrfestern gewähren soll. Eine große Anzahl von Lebensbedürfnissen, Hausgeräthe, Dienste. Wenn die Alten aus ihrem Leibzuchthause auf den Hof herüberkommen, so bleibt ihnen der beste Platz am Herde. Und als Taschenstüber verlangt die Bäuerin wöchentlich einen Gulden für den Schulzen, einen halben für sich.

Dat is alle Weeke en ganzen Daler vör ju Beide! fällt hier Lambert vorwurfsvoll ein.

Un den müt wi hebben! erklärt die Frau mit beinahe hitziger Entschlossenheit.

Et is to vill, Moder, et is to vill! fällt Lambert mit zähem Widerstreben ein.

Buer, wat seggst du? ruft die Wehrfesterin aus.

Ick segge, entgegnet der Schulze, dat Geld mut he givven!

Roma locuta est! Lambert fügt sich schweigend in sein Schicksal; von diesem Ausspruche gibt es keine Berufung.

Nun aber sagt einmal, Werdekoping, fragt hier der Notar Moorhahn den Wehrfester, wollt Ihr denn die Regierung abgeben?

Ne, Notarjes, de Regerung de will ick hollen!

So — also wollt Ihr auch Euer Leibzuchthaus nicht sogleich beziehen?

Dat will ick nu noch nich! Wenn ick en halve Stiege Johre ölder bin — dann kann he de Regerung kriegen.

So hatt' ich's auch verstanden, als Ihr mir zuletzt von der Sache spracht, erwiderte Moorhahn. Dann, Tondern, schreiben Sie jetzt so: Alle die in den obigen sieben Paragraphen bedungenen Gegenstände und Leistungen erhält der übertragende Wehrfester dann, wann er seinem Anerben Lambert die Regierung des Hofes übergibt und das Leibzuchthaus bezieht. Bis zu die-

sem von seiner freien Willkür zu bestimmenden Zeitpunkte bleibt der Schulze auf dem Hofe, genießt standesmäßige Verpflegung in gesunden und kranken Tagen, ebenso wird ihm standesmäßige Kleidung und der oben stipulirte wöchentliche Taschenstüber verabreicht. Wenn er jedoch die Regierung niederlegt, so bezieht er den Altentheil und genießt von diesem Tage an sämmtliche obenaufgezählte Vortheile, Nutzungen und Beträge nach Inhalt von §. 1 bis 7.

Nachdem dieser Theil der Angelegenheit erledigt; nachdem der präsumtive Lambert zu einer Art von Wehrfester in partibus ernannt worden, dem die Plage und die Sorge aufgebürdet, während die obere Leitung und Macht in den Händen des Regierenden bleibt, kommt die Bestimmung der Abfindungen der übrigen Kinder an die Reihe. Diese Abfindungen werden festgestellt für den Fall, daß sie den Hof verlassen; dann ist der Anerbe verbunden, dem abziehenden Bruder als Heergeräth zu geben ein Pferd, Wagen, Pflug und Egge, einen Anzug und statt alles Andern und Weitern 200 Thaler Geld. Die Schwestern erhalten den Brautschatz wie hergebracht, einen Wagen mit vollständiger „Kistenfüllung“, d. h. Leinen, ein Bett, Hausgeräth und ebenso viel Geld, wie zum Brautschatz eines abziehenden Bruders gehört. Die Brüder und Schwestern — es sind ihrer je zwei — sind herbeigerufen zu diesem Theile der Verhandlung; sie machen keine Schwierigkeiten und lassen der wortführenden Mutter die Sorge für ihre Zukunft; nur Eine Schwierigkeit entsteht, als Sibylle, oder nach der ländlichen Verkürzung Billken, die jüngste Tochter, auch noch sehr entschieden unter die Gegenstände ihres Brautschatzes aufgenommen sehen will „enen Baum“.

Wat wust du met den Baum? fragt der präsumtive Lambert, trübe verlängerten Gesichts.

Da will ick en Lädikant*) ut hebben! entgegnet Billken.

Dann will ick auck en Baum! fällt nun Kathrine, die ältere Schwester, ein.

Billken, nimmt die Wehrfesterin das Wort, hebb' ick en Baum tosegt**), dat is richtig!

Sall mi wundern, ov de Jungens nu nich auck elk***) en Baum hebben willt, dat de besten derdahl†) müttet, wirft Lambert trotzig ein, indem er auf den Vater blickt.

Dieser versteht die stumme Aufforderung. Wenn et Billken tosegt is, dann sall se'n hebben; de andern kriegt kiene Bäume, fällt des Wehrfesters unumstößliches Entscheidungswort, und während allgemeinen Schweigens der Versammlung protokollirt Tondern den Beschluß.

Damit nähert sich die Verhandlung dem Ende; sie ist wesentlich vereinfacht dadurch, daß der Werdekopingshof keiner der drei Arten von Hörigkeit unterliegt, welche für alle Höfe im Lande die Regel bilden: er ist nicht „eigenhörig“, d. h. leibeigen; er ist nicht „Erbpachthof“, und er gehört endlich auch nicht als „hofhörig“ einem Ober- oder Sattelhof an, dessen Eigenthümer, der „Hobsherr“ oder die „Hobsfrau“, hier dareinzureden hätte; er ist ein Freibanks- oder freien Stuhlsgut, nur dem Freistuhlsherrn, einem benachbarten Edelmann, der einst den Freigrafen setzte und aus den Wehrfestern solcher stuhlfreien Erben die Schöffen für die Hegung der Femgerichte nahm, zu kleinen Abgaben verpflichtet, zu „Vertheidigungsgeld“ und „Fluchthaber“, zu „Mai- und Herbstbede“.

---

*) Bettstelle.

**) zugesagt.

***) jeder.

†) danieder.

Endlich sind die letzten Formalitäten erfüllt, die Unterschriften der Parteien und der Zeugen gemacht, man kann die kleine Hinterstube verlassen und draußen in der schönen warmen Herbstluft umherschlendern.

Dabei verliert sich Tondern unmerklich von der Gesellschaft; er sieht sich um, wo Mamsell Annette hingerathen. Der Wehrfester aber gibt seinem Sohne Lambert einen Wink, ihm zu folgen. Er hält sich dann zur Seite Moorhahn's und führt ihn, den beiden andern alten Herren voraus, in sein dichtes, üppig bestandenes Gehölz; und hier, mit dem Rechtsfreunde und dem etwas verwundert hinterdrein schlendernden Lambert allein, löst sich des Wehrfesters Zunge zu vertraulichem Gespräch. Es ist, als ob er glaube, zwischen den Seinen müsse jedes überflüssige Wort ihm einen Theil seiner Würde mit fortnehmen.

Wie geht es dem jungen Menschen, dem Paul? Habt Ihr etwas gehört, Notarius? beginnt der Wehrfester die Unterredung.

Es geht ihm wohl, Schulze. Tondern, sein Freund, hat ihn unlängst besucht. Er ist des Herzogs rechte Hand und dieser würde nicht einen Tag lang fertig werden ohne ihn. Wie ich Euch allbereits früher erzählte, hat er für die Anwerbung von Soldaten für den Herzog gesorgt, und es ist ein großes Fest da gewesen, als sie eingerückt sind, und der Herzog hat sich überaus zufrieden damit gezeigt und Paul gesagt, daß er ihm für alle Zeiten dankbar sein werde; auch läßt er ihn in den wichtigsten Geschäften schalten und walten; was er thut, ist wohlgethan.

Das ist nun alles recht gut, entgegnete der Wehrfester, offenbar befriedigt durch diese Nachrichten; aber das bringt ihn doch nicht weiter dahin, wo unsereins, der weiß, was für eine Bewandtniß es mit ihm hat, ihn sehen möchte.

Denkt Ihr noch immer an Euer Gesetz, das Ihr ganz extra

für Euch, oder besser für ihn bestellt sehen wolltet? fragte lächelnd der Notar.

Wenn es Euch mehr darum zu thun wäre, meinte der Wehrfester mit einem Tone des Vorwurfs, so würde es wol zu haben sein.

Lassen wir den Dingen ruhig ihren Lauf, Schulze, versetzte Moorhahn, sich vorsichtig umblickend, wie um sich zu überzeugen, daß niemand anders als Lambert in der Nähe sei, und thun wir jetzt zunächst, was uns obliegt. Ihr habt heute über die Sache mit Lambert zu reden.

Thut Ihr's, Notarius, Ihr werdet es ihm besser deutlich machen, erwiderte der Wehrfester, indem er Lambert mit dem Kopfe näher heranwinkte.

Nun wohl, entgegnete der Notarius, so hört aufmerksam an, Lambert, was ich Euch jetzt sage!

Und was ist, was Ihr mir sagen wollt, Notarius? fragte Lambert mit einem Tone, der weniger Neugier als die Sorge, daß man ihm irgendeine neue Pflicht aufbürden würde, ausdrückte.

Ihr müßt wissen, Lambert, erwiderte Moorhahn, daß Euer Vater in seinen jungen Jahren Knecht bei dem Herrn von Eggenrode gewesen ist.

Das weiß ich, Herr! versetzte Lambert.

Ihr wißt es, fuhr der Notar fort — Ihr habt also gehört von dem wunderlichen alten Herrn, von dem die Leute noch mancherlei zu erzählen haben; wie daß er ein harter und schlimmer Mann gewesen, wenn ihm etwas in die Quere gekommen, und so unbeugsam wie ein alter Eichenknorren; sonst aber ein redlicher und billiger Herr, über den niemand zu klagen gehabt hat, am wenigsten seine Eigenhörigen und Leute; und mit dem unser Wehrfester hier, Euer Vater, ganz besonders gut ausgekommen,

weil er verstanden hat, wenn ihm etwas nicht in den Kopf wollte, doch vorderhand das Klügste zu thun, was er thun konnte, nämlich das Maul zu halten.

So war's, Notarius, so war's, sagte hier mit trübem Lächeln der Schulze — nun erzählt nur weiter!

Nun hat der alte Eggenrode, hub Moorhahn wieder an, eine Tochter gehabt, ein schönes und liebliches Kind, so schlank wie eine junge Lode und so weiß und zart wie eine Wasserrose auf dem Teiche; und diesem Kinde hat der Baron von Schlettendorf, von dem Ihr auch wol habt reden hören, Lambert, dazumal ein schmucker und zungenfertiger Junkherr, den Kopf verrückt, sodaß sie ganz närrisch geworden ist in ihn und hat ihn haben wollen mit einer Hartnäckigkeit, daß man daran wol gesehen hat, sie ist ihres Vaters Kind, und Wasserrosen schwimmen über tiefen Gründen; und weiter hat man gesehen, wer stärker ist, wenn Weibereigensinn und Männereigensinn zusammenstoßen. Denn obwol der alte Eggenrode anfangs nichts davon hat hören wollen, von der Liebschaft, am Ende hat er doch nachgeben müssen. Und darauf sind die beiden jungen Leute getraut worden in seiner Hauskapelle zu einem ehelichen Paare. Aber weggegeben hat er sein Kind darum doch nicht. Die von Eggenrode, müßt Ihr wissen, Lambert, sind nicht von so gutem, vollbürtigem Adel, wie es die Schlettendorf sind. Es hat einmal vor Jahren ein Eggenrode eine italienische Gräfin geheirathet, deren Vater erst geadelt worden ist; und darum sind die Eggenrode, welche von der schönen Italienerin abstammen, nicht stiftsfähig, wie man das nennt, das heißt, sie können wol Feldmarschälle, kaiserliche Ambassadeure und Minister, ja, sie können sogar wol Papst werden, wenn sie das Zeug dazu haben und in den geistlichen Stand treten; aber sie können nicht Domherr werden. Und deshalb sind die Aeltern des Barons Schlettendorf gegen

die Heirath gewesen, und sie haben durchaus nicht versprechen und schriftlich machen wollen, daß sie trotz ihrer Hausstatuten die Kinder aus der jungen Ehe als vollbürtig betrachten, dieselben auch in das Schlettendorf'sche Fideicommiß folgen lassen würden. Darüber aber ist der alte Eggenrode grimmig zornig geworden und hat seine Tochter nicht eher von sich geben und in das Haus ihres Mannes ziehen lassen wollen, als bis der junge Ehemann, unser Baron, das ganz in Richtigkeit gebracht.

Ja, so ist es, fiel der Wehrfester ein, und den Schlettendorf hat er auch nicht leiden können, der selige Herr, denn er hat ihm schuld gegeben, daß er ein Hasenfuß sei und nicht mit ernstem Willen die Sache durchzusetzen verstehe bei seinen Alten.

Darin, fuhr Moorhahn fort, mag er nun recht gehabt haben oder nicht; der Baron von Schlettendorf ist sonst kein Schwachkopf, aber auch seine Aeltern werden ihren Kopf gehabt haben — genug, es ist Hader und Unfrieden gewesen rund umher um die jungen Eheleute, und die junge Frau hat sich das tief zu Herzen genommen und nachdem sie am Ende des ersten Jahres einen Sohn geboren, hat sie sich von dem Wochenbett gar nicht erholen können, ist immer mehr siech und schwach geworden und ist plötzlich, ehe man sich's versehen, dahingestorben.

Ja, sagte der Schulze, es war ein Herzeleid, solch eine schöne, gute, junge Frau!

Der alte Eggenrode aber, fuhr der Notar, zu Lambert gewandt, fort, ist nicht weicher dadurch geworden und willfähriger, sondern nur noch tückischer, heftiger und schlimmer als zuvor; und auf die Schlettendorfs hat er einen rechten Haß geworfen, denn er hat ihnen nachgetragen, sie allein hätten ihn um sein Kind gebracht. Dem jungen Manne, unserm Baron, hat er sein Haus verboten und geschworen, weil sie den Sohn seiner Tochter nicht als vollbürtig und vollberechtigt erkennten, das

Kind, das aus seinem Blute stamme, so sollten sie den Knaben gar nicht haben, und wenn sie auch darum bis an den Kaiser appellirten. Der junge Baron Schlettendorf hat darauf arg mit ihm gehadert und ihn bedroht, er werde ihm ein Leides anthun, wenn er das Kind nicht herausgebe, er werde es mit Gewalt sich holen und den todtschießen, der ihn daran hindere, und was solcher Worte mehr gefallen sind — der alte Eggenrode aber hat sich nur immer mehr erbost, und als der Junge so groß und stark gewesen, daß man ihn hat von der Amme wegthun können, da hat er das Kind beiseite geschafft und dem Schlettendorf kundthun lassen, es sei am Scharlach gestorben. In Wahrheit aber hat er es Euerm Vater aufgehalst; der hat es bei Nachtzeit heimlich auf Euern Hof bringen und in Bauernkleider stecken müssen, sodaß niemand gewußt hat, wo das Kind geblieben ist; ebenso wenig . . .

Wie man hier auf dem Hofe gewußt hat, unterbrach der Wehrfester den Notar, woher der Anton mit dem Kinde gekommen und wie er dazu gekommen! Sie haben mich dazumal scharf ins Gebet genommen, meine Alten, die noch auf dem Hofe saßen; aber dahintergekommen sind sie doch nicht!

Ueber das gebräunte Antlitz des Schulzen zog bei diesen Worten jenes seltene Lächeln, das ihm den so merkwürdigen Ausdruck gab, als sei es aus Eichenborke geschnitzt.

Ihr schwiegt so verstockt, erzählte Moorhahn weiter, weil Ihr dem alten Eggenrode Euch hattet bei allen Heiligen verschwören müssen, daß Ihr schweigen wolltet.

Der Schulze nickte und Lambert sagte:

Das ist ja eine wunderliche Geschichte! Aber wozu muß ich sie denn wissen?

Das sollt Ihr gleich hören, Lambert. Seht, als die junge Frau gestorben, da nahm sich nicht lange nachher der Baron

Schlettendorf eine andere vollbürtige Frau, welche den Aeltern besser behagte, und bekam auch sehr bald einen Sohn, den stiftsfähigen Clemens, der nun die Güter erben wird. Aber der stiftsfähige Clemens blieb auch der einzige Sohn aus dieser zweiten Ehe. Und so kam es, Lambert, daß eines schönen Tages Euer Vater an meine Thür klopfte und mir mittheilte, der alte Eggenrode sei in der Stadt und wolle in der Abendstunde zu mir kommen, weil ich etwas für ihn aufsetzen solle; ich solle jedoch keinen Zeugen holen lassen, die Zeugen werde derselbe schon mitbringen. Als es dunkel war, kam er denn auch richtig an, der alte Herr, in einen großen schwarzen Pelz gehüllt, daß er aussah wie ein Türke, und wo er hintrat, da knarrten die Dielen unter seinen bespornten Schritten. — Ihr, Schulze, wart bei ihm, Ihr wart damals schon Wehrfester, und bei Euch war noch Euer alter Kötter Thesing, der jetzt lange todt ist, als zweiter Zeuge.

Ja, ja, der alte Thesing, fiel der Wehrfester ein, er war dazumal schon taub und halbblind!

Da hat mich denn nun der alte Herr, erzählte Moorhahn weiter, instrumentiren lassen, und ich habe aufsetzen müssen, wie daß der unter dem Namen Paul Bronckhorst anfangs bei dem Schulzen Werdekoping, sodann aber im Convict aufgezogene Knabe der eheliche Sohn seiner verstorbenen Tochter Helene Baronin von Schlettendorf sei; wie er demselben auch den seiner Tochter zukommenden, jedoch nicht ausbezahlten Brautschatz zuerkenne, bewillige und in meine Hände liefere, auf daß ich daraus das für die Studien des jungen Menschen, seines Enkels, Nöthige bestreite; daß diesem letztern jedoch wie jedermann sonst, allsolche seine Erklärung vordersamst verborgen bleiben solle.

Als ich das aufgeschrieben hatte, habe ich geglaubt, dem alten Herrn ins Gewissen reden zu müssen, wie es doch unchrist-

lich sei, den Knaben um seine Geburtsrechte zu bringen, ihm den Namen seines Vaters und dem Vater den Sohn vorzuenthalten; aber da bin ich gar schlimm angelaufen, und ich glaube, der alte Türke hätte mich zur Thür hinausgeworfen, wenn er sich nicht glücklicherweise zur rechten Zeit noch besonnen, daß es mein Haus war und nicht das seine, in welchem er sich befand.

Wenn, so hat er gesagt, der stiftsfähige Clemens, das war immer sein Ausdruck, Todes verbleichen sollte, bevor er für das Schlettendorf'sche Fideicommiß andere stiftsfähige Erben erweckt hat, dann soll Er, Notarius, oder Er, Wehrfester Werdekoping, auftreten und sagen, wer der Paul Bronckhorst ist. Dann ist es an der Zeit, denn dann folgt mein Enkel in das Majorat. Solange aber stiftsfähige Brüder oder Neffen von ihm da sind, folgt er nicht und so lange soll niemand von ihm wissen; so lange soll er nicht als ein unnützer Junker umherlungern, dem das Leben verbittert ist, weil er, obwol der Aelteste, doch nicht zum Erbe seines Vaters kommen kann; der wie eine Art Bastard betrachtet wird, weil er aus dem Blute der Eggenrode stammt; der wie eine lebende Schandsäule für mein Wappen und meinen Namen umhergeht, obwol mein Wappen und mein Name so gut sind wie die von einem im Lande.

Der Wehrfester nickte bei dieser Rede Moorhahn's, als ob er sich jedes der Worte des alten Eggenrode noch entsinne.

Der Notar fuhr fort: Das haben wir denn dem Alten feierlich beschwören und nochmals auf Wort und Ehre geloben müssen, keiner Menschenseele es zu sagen, was wir oder besser, was ich dazumal erfahren; aber auch sofort es zu sagen, sobald der Fall eintreten würde, daß bei Ermangelung anderer Erben der Paul successionsberechtigt würde.

Da habe ich nun dem Herrn bemerklich gemacht, daß das Document in Kriegszeiten oder bei Feuersbrunst untergehen, daß

wir, Euer Vater und ich, frühzeitig sterben könnten und dem Paul Bronckhorst alsdann all sein Recht vergehen würde; und danach hat der alte Eggenrode gesagt: So will und bestimme ich, daß der Wehrfester, wenn er schwer krank oder alt wird und seinen Hof einem Anerben überträgt, die Sache diesem seinem Anerben anvertraue, der es damit halten soll, just wie Ihr mir gelobt habt, es zu halten! — Und nun begreift Ihr, Lambert, wozu wir Euch dies alles sagen. Ihr habt alles verstanden und es ist Euch dabei nichts dunkel geblieben?

Ich glaube, ich habe Euch schon verstanden, Herr Notarius, entgegnete Lambert, obwol sein gespanntes Gesicht nicht eben ausdrückte, daß er just bis auf den Grund die Sachlage durchschaue; fürs erste soll ich schweigen von der Geschichte, und das begreift sich schon!

Das wol, aber es kann auch ein Augenblick eintreten, wo Ihr reden sollt; um darüber ganz ins Klare zu kommen, thut Ihr am besten, noch einigemal mit Eurem Vater über die Angelegenheit zu sprechen — Ihr könnt das ja alle Tage.

Der Wehrfester blieb jetzt stehen, und indem er seinem Sohne die Hand reichte, sagte er:

Nun gelobe mir, zu schweigen und zu reden, gerade so, wie wir es haben geloben müssen.

Das gelobe ich Euch, Vater, erwiderte Lambert, indem er langsam seine Hand in die des alten Wehrfesters legte.

Aber, sagte er dann, wenn der junge Mensch des alten Eggenrode Enkel ist, so müßte er doch auch dessen Erbe sein... wie ist es denn damit?

Ganz recht, fiel Moorhahn ein, er müßte es sein, wenn er nur nicht der Sohn seiner Tochter wäre. Da aber eine Tochter nicht in die Eggenrod'schen Lehngüter folgen konnte, sondern diese an einen Vetterssohn fielen, so hat er nur den Brautschatz

seiner Mutter zu bekommen, und von dem habt Ihr gehört, daß er mir ausgehändigt ist! Habt Ihr es begriffen?

Lambert nickte mit dem Kopfe.

Es begreift sich schon, Herr Notarius, sagte er.

Während dieses inhaltreiche Gespräch in dem stillen Gehölze geführt wurde, das die langsam daherschreitenden und von Zeit zu Zeit stillstehenden Männer in seine schweigenden Schatten hüllte und vor jedem Beobachterauge schützte — während dessen hatte Reinhard Tondern, scheinbar müßig schlendernd, sich in der Umgebung des Bauernhofes verloren und dabei doch emsig suchende Blicke ausgesandt. Er war sicherlich auf der Spähe nach irgendetwas, und dieses Etwas mußte, welcher Gestalt auch immer es war, wol von zweierlei Farben sein — nämlich nicht anders als weiß und hellgrün; denn der Anblick eines halb weißen, halb grünen Gegenstandes war es, der plötzlich seinem Gesichte den Ausdruck der Spannung nahm, womit er rechts und links geblickt hatte, und statt dessen den Ausdruck freudiger Befriedigung daraufzauberte.

In der That hatte Demoiselle Annette Moorhahn heute an dem schönen warmen Tage ein ihre feine Taille knapp umspannendes weißes Mieder oder Leibchen mit kurzen Aermeln und dazu einen meergrünen Rock aus leichtem Stoffe angelegt; und diese Verbindung von Weiß und Grün war es, was eben vor Reinhard von Tondern's Augen aufschimmerte, als er durch die Oeffnung einer Gartenhecke getreten war und nun sein Auge linkshin nach einem sehr heimlichen, schattigen, von Gebüschen malerisch umwölbten Plätzchen schweifen ließ.

Besagte Gartenhecke nämlich trennte den wohlgepflegten, mit geraden Pfaden durchschnittenen Raum, worin Wehrfester Werdekoping seine Kohlköpfe, seine Zwiebeln und seinen Salat erzog, von einem ziemlich breiten Grasrain, auf welchem derselbe Wehr-

fester seine im Hause gesponnenen und gewebten Linnenstücke bleichen ließ; und zwar deshalb, weil an diesem etwas schräg sich niedersenkenden Rain ein breiter und klarer Bach mit großem Phlegma langsam seine stillen Wellen vorüberschob. Am Ende dieses Rains, da, wo zugleich die Gartenhecke ein Ende hatte, trat der Bach in ein Gehölz ein, welches über das Gewässer hin hoch gewölbt von beiden Seiten sich seine grünen Arme entgegenstreckte. Dieses Gehölz aber bestand aus vielen verschiedenen Baumarten; einige alte majestätische Walnußbäume, in deren Schutz sich mächtig wuchernder Holunder begeben hatte, hoben sich malerisch hervor, während an der andern Seite des Wassers Rüstern und Linden breitästig in die Höhe gewachsen waren und das Unterholz von Hartriegel, Pulverholz, Weiden u. s. w. beschatteten, welches letztere durch üppige Geißblattranken zu einem undurchdringlichen Dickicht verflochten war. Unten auf dem schattendunkeln Gewässer aber schwammen still und unbewegt die Blätter der Nymphäe, hier und da von einer verspäteten gelben oder weißen Blüte durchsprenkelt. Und so stellte dieses Ganze ein Bild heimischer Vegetationsüppigkeit dar, das etwas außerordentlich Malerisches hatte.

Das Anmuthigste und Fesselndste in diesem Bilde aber war jedenfalls die Staffage.

In den Bach hinein nämlich trat ein Stück alten Mauerwerks aus rohen Bruchsteinen, schwarzgrau, hier und dort mit polsterartigen, dunkelgrünen Moosklumpen bewachsen, an andern Stellen mit Steinbrech und Schlingkräutern bedeckt, welche sich zwischen den Fugen eingenistet hatten. Was das alte Bauwerk da bedeutete oder sollte; ob es der Unterbau eines zerstörten Speichers gewesen; ob ein Werdekoping'scher Ahnherr in grauen Zeiten den Gedanken gefaßt, irgendeine Mühle an dieser Stelle zu bauen und davon wieder abgelassen, sobald er so viel zu

Stande gebracht, wie hinreichend war, um seinen Enkeln das Monument eines leichtsinnigen Einfalls ihres Vorvordern zu hinterlassen — das sind wir nicht im Stande zu erklären. Nur das ist gewiß, daß die kleine alte Mauer in diesem Augenblick allerdings einen Zweck erfüllte, und zwar den, auf ihrem äußersten Ende die schlanke Gestalt von Demoiselle Annette Moorhahn zu tragen.

In ihrem weißen Leibchen, ihrem meergrünen Kleide hob sich diese schlanke Gestalt höchst malerisch und ganz allerliebst von dem dunkeln Hintergrunde des Buschwerks ab, da die dem Untergange sich zuneigende Sonne sie hell und voll beleuchtete und daneben nur noch einige glänzende Lichtpartien seitwärts in das Gehölz und auf die alten Stämme warf.

Eben um dieses Sonnenscheins willen hatte Annette, als sie sich auf das Mauerende setzte, sich dem Gebüsche mit dem Gesicht zugewandt. Reinhard konnte sich leise hinzuschleichen, ohne von ihr bemerkt zu werden. Es gelang ihm, ganz dicht heranzukommen und den Fuß auf das vordere, mit dem Ufer zusammenstoßende Ende der Mauer zu setzen, bevor Annette ihn wahrnahm.

Erschrocken zusammenfahrend blickte sie jetzt auf, und erröthete tief, als sie Reinhard erkannte.

Ei, die Annette ist's! sagte er wie überrascht.

Sollte ich's denn nicht sein? Hat der Herr von Tondern etwa jemand anders hier gesucht?

Gesucht habe ich niemand, aber ich war stark von der Sonne geblendet und sah nur etwas Weißes vor mir schimmern, das am Wasser saß; da glaubte ich, es werde wol ein Schwan sein und wollte ihn haschen!

Ei, wie galant der Herr von Tondern ist! nur misglücken ihm manchmal seine Complimente, antwortete lachend Annette.

Habe niemals gehört, daß auf den Bauerhöfen hier Schwäne gehalten würden. Anderes, gemeineres Geflügel freilich ist leichtlich anzutreffen ...

Es hätte ein wilder Schwan sein können, Annette — weshalb sollte ich Sie nicht für einen wilden Schwan halten können — flattert mir ja die Demoiselle wild genug immer durch die zarten Fäden, welche ich seit nunmehr zwei langen Jahren um sie aufzuspannen suche und zu denen ich alles Garn verspinne, das ich nur irgend von dem Knäuel meiner Liebenswürdigkeit abspulen kann.

Von dem Greuel Ihrer Liebenswürdigkeit?

Knäuel, sagte ich, Knäuel, boshafteste aller Demoisellen, die jemals mit einem weißen Mieder und einer schwarzen Seele einen armen Schreiber unglücklich gemacht haben.

Bitte sehr — meine Seele ist nicht schwarz; ich verbitte mir von dem Herrn Schreiber solche tintenfarbene Redensarten!

Reinhard lachte. Er ließ sich neben Annetten auf der Mauer nieder, d. h. da die Mauer nur sehr kurz war, sehr dicht neben Annetten. Die letztere wollte aufstehen; aber Reinhard erfaßte sie am Arm.

Bleiben Sie, Annette, sagte er; Sie sind gefangen und können nicht zurück — Sie müßten denn als wilder Schwan über mich wegfliegen!

Machen Sie mir Platz, versetzte sie, abermals tief erröthend und ihren Arm befreiend — wenn uns jemand sähe!

So würde er sagen, daß wir zwei uns ein allerliebstes Plätzchen ausgesucht haben, um ungestört von unsern Herzensangelegenheiten zu reden. Wir sitzen zusammen auf einem Fleck, wie er nicht bequemlicher gefunden werden kann; denn wenn die allerholdseligste und allergrausamste Demoiselle mein inniges Liebeswerben jetzt einmal wieder nicht erhört, so habe ich mir nur

einen kleinen, nur einen ganz unmerklichen Ruck zu geben, und — die kühlende Woge da unten schlägt über mir und all meinem tiefen Herzenskummer zusammen!

Bei diesen Worten hatte Reinhard sanft seinen Arm um ihre Taille gelegt.

Annette überdachte wahrscheinlich, daß sie an dieser gefährlichen Stelle nicht mit ihm ringen dürfe, und ließ geduldig den Arm, wo er war.

Annette, sind Sie mir denn gar nicht — nicht ein ganz lein wenig gut?

Wenn ich nun nein sagte, sprängen Sie dann ins Wasser?

Da ich es nicht für unmöglich halte, daß Sie nein sagen, so will ich die Gefahr vermeiden, beim Worte gehalten zu werden, antwortete Reinhard kaltblütig. In das Wasser würde ich nicht springen — und warum? Weil ich mich davon verkühlen würde. Aber etwas anderes würde ich in meiner Desperation thun. Aus Verzweiflung würde ich in die weite Welt gehen.

Annette warf ihm einen prüfenden Seitenblick zu, um zu erspähen, ob seine Züge bei dieser Versicherung so viel Ernst verriethen, wie der Ton seiner Stimme verrathen hatte.

Ja, sehen Sie mich nur von der Seite an, Annette; es treibt mich fort und, daß Sie's nur wissen, mein Freund Paul hat mir eine schöne Anstellung bei seinem Herzoge ausgewirkt, als Rath in seiner Domänenkammer; und da die grausame Demoiselle Moorhahn ja immer nichts anderes als Spott und Hohn für meine aufrichtigen und innigen Gefühle hat, die mich allein in ihrem Hause fesselten, so will ich die Stelle annehmen.

Annette war bei dieser Rede Reinhard's erblaßt; sie sagte halblaut: Falls der Herr Reinhard sein Glück machen kann, so wäre es sehr thöricht, wenn er ihm nicht nachginge.

Und das ist alles, was Sie dazu sagen, Annette? Daß

Sie so ganz wie von Stein wären, das habe ich doch nicht geglaubt!

Was soll ich anders dazu sagen? Wo man sein Glück findet, das muß jeder selbst wissen, und wenn es dem Reinhard bei uns nicht mehr behagt ...

Reinhard zog den Arm, den er bisher um ihre Taille gelegt hatte, an sich und blickte stumm mit dem Ausdruck düstern Ernstes in das Wassers.

Annette beobachtete ihn, gespannt und offenbar ängstlich, von der Seite. Da er nicht wieder zu reden anhub, sagte sie endlich:

Ich wette, er droht nur, der Herr Reinhard!

Reinhard schüttelte traurig den Kopf.

Er verlangt, man soll ihm gute Worte geben!

Das ist's, Annette, antwortete Reinhard Tondern schwermüthig — nur ein einziges gutes Wort!

Und dann wollen Sie bleiben?

Dann wollte ich gern bleiben! Werde ja doch vergehen vor Leid und Kummer, wenn ich fern von der Annette bin — aber das gute Wort wird sie mir nicht gönnen, das weiß ich ja, und deshalb ist's auch abgemacht und beschlossen; der Paul Bronckhorst hat meine Zusage und der Herzog hat schon mein Anstellungsdecret unterschrieben, es ist alles richtig; die andere Woche reise ich ab.

Wenn ich dem Herrn Reinhard nun aber das gute Wort gönnte? sagte Annette kleinlaut und offenbar erweicht.

Dann würde ich mich freilich an dieses Wort halten und darüber den Freund fahren lassen — ja, Annette, Sie wissen, was ich und Paul uns von Jugend auf gewesen sind — aber ein einziges Wort von Ihnen, das mir eine Hoffnung gibt, würde mich den Freund in die Schanze schlagen machen.

Weshalb braucht denn Freund Paul gleich in die Schanze geschlagen zu werden?

Weil, wenn ich mein Versprechen nicht halte und jetzt nicht komme, er beim Herzoge compromittirt ist; weil er mir niemals verzeihen würde, daß ich ihm mein Wort gebrochen. Er ist einmal so!

Annette sah nachdenklich in die Flut des leise unter ihren Füßen dahinziehenden Gewässers. Die Versuchung, zu erproben, ob sie wirklich so alte, feste Freundschaftsbande zu sprengen vermöge, war groß.

Sie lachte plötzlich etwas gezwungen auf und sagte: Wir wollen einen Vergleich schließen, Herr von Tondern. Das gute Wort will ich geben, wenn Sie alsdann dableiben wollen — denn etwas muß ich schon thun um des Vaters willen, der Sie nicht mehr entbehren kann; aber das gute Wort will ich nicht an Sie, sondern Ihren Freund Paul richten; ich will ihm schreiben, er solle Sie dem Vater lassen.

Also mir gönnen Sie es nun einmal nicht? Nein, Annette, damit ist's nichts. Glauben Sie denn, der Paul thäte etwas um Ihres Vaters willen?

Und weshalb nicht?

Weil Ihr Vater gewissenlos, unverantwortlich, himmelschreiend an ihm handelt.

Mein Vater — an dem Paul Bronckhorst?

Nun ja — haben Sie davon keine Ahnung? der Paul weiß es nur zu gut!

Mein Gott, was thut der Vater denn wider ihn?

Er enthält ihm jede Auskunft vor über seine Aeltern, über seinen wahren Namen, über sein Vermögen . . .

Weiß der Vater denn etwas davon?

Gewiß, der allein und sonst niemand auf Erden! Hat er nicht allezeit das Geld für ihn bezahlt im Convict?

Das freilich.

Und wird Ihr Vater nicht auch wissen, aus welcher Quelle diese Gelder geflossen sind? Daran ist doch kein Zweifel?

Daß dies seine völlige Richtigkeit habe, bezeugte Annette durch ein Kopfnicken.

Weshalb, fuhr Tondern fort, schweigt Ihr Vater denn darüber? Weshalb hält er einem erwachsenen Menschen, einem reifen Manne möcht' ich sagen, denn das ist Paul Bronckhorst, wenn auch nicht seinen Jahren nach — weshalb enthält er dem jede Kunde darüber vor, wer seine Aeltern sind, und läßt ihm das drückende, grausame Gefühl der Vereinsamung, des traurigen Alleinstehens in der weiten Welt?

Wenn er das thut, entgegnete das junge Mädchen, so wird er es thun, weil es für ihn zwingende Gründe gibt, die es ihm zur Pflicht machen.

Es mag sein, daß man ihn hat Schweigen geloben lassen, daß er seine Ehre als Geschäftsmann verpfändet hat, zu schweigen. Aber wem kann er dieses Gelöbniß abgelegt haben? Gibt es Menschen in der Welt, die das Recht haben, uns den Mund so zu schließen, daß ein anderer dadurch um alle seine Rechte betrogen wird?

Annette schüttelte den Kopf. Das verstehe ich nicht, ob es solche Rechte gibt, sagte sie. Es kommt nur darauf an, ob der Vater ein solches Gelöbniß abgelegt hat, denn wenn das der Fall ist, so muß er es auch halten!

Gut, nehmen wir es an: er muß es halten. Aber müssen wir es auch halten?

Wir? was wissen wir davon?

Nichts; aber setzen wir den Fall, daß wir etwas davon erführen.

Dann könnten wir auch sagen, was wir wüßten, entgegnete Annette.

Ein bewundernswürdig gesunder Menschenverstand spricht aus

Ihnen, Annette, antwortete Reinhard, sie sanft an sich drückend. Und nun werden Sie auch noch einen Schritt weiter gehen und mir einräumen: wenn wir es sagen dürfen, so dürfen wir es auch zu erfahren suchen, um es sagen zu können.

Ich glaube nicht, daß etwas Unrechtes dabei wäre, wenn wir es zu erfahren suchten.

Nun wohl — irgendwo in Ihres Vaters Papieren muß sich etwas über Paul Bronckhorst finden. Es müssen Papiere dasein, auf welchen die Rechnungen niedergeschrieben sind, die Paul's Erziehungskosten betreffen; und wo diese sind, da wird vielleicht auch noch anderes sein, was Aufklärung gibt. Suchen Sie einen Einblick in diese Papiere zu bekommen, suchen Sie etwas davon mir zu verschaffen. Ihr Vater hat oben in seinem Schlafzimmer einen Wandschrank, wo er sein Geld, seine Obligationen verschließt. Wenn er einmal über Land geht, übergibt er Ihnen die Schlüssel, damit der Schrank zugänglich sei, falls etwa ein Unglück, eine Feuersbrunst einträte. Suchen Sie in diesem Schrank, Annette ...

Annetten erschien dieser Uebergang von der Theorie zur praktischen Anwendung offenbar zu plötzlich und unvermittelt. Sie schüttelte ihr blondlockiges Haupt und rief erschrocken aus: Oho — das wäre ja eine Sünde, wenn ich des Vaters geheime Papiere durchstöberte und etwas daraus fortnähme!

Und was wäre es denn so Schlimmes? Weiß die Demoiselle Annette, ob nicht ihr Herr Papa Gott dankte, wenn sie es thäte und so aus eigenem Antriebe etwas ans Licht brächte, was er nun einmal nicht glaubt verrathen zu dürfen und doch sicherlich gern bekannt sähe?

Annette schüttelte den Kopf.

Sie wollen's nicht, Annette?

Ich darf das nicht. Hinter des Papas Rücken seine Papiere

durchstöbern — nein, das mag sich der Herr Reinhard aus dem Sinne schlagen, das thut die Annette nicht.

Reinhard Tondern seufzte tief auf.

So muß ich gehen, sagte er schwermüthig.

Annette schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Ich sehe nicht ganz, wie das zusammenhängt.

Was?

Daß Sie gehen müssen, wenn ich den Papa nicht bestehle.

Bestehle! Ist denn davon die Rede? Wenn Sie thäten, was ich wünschte, dann würde ich Paul folgendermaßen schreiben können: Ich komme nicht, sondern bleibe für immerdar bei meinem herzallerliebsten Schatz, der rosigen, lieblichen Annette. Darüber wirst du mir nun, ebenso für immerdar, zürnen und grollen. Aber siehe, lieber Paul, durch mein Bleiben habe ich von der holdseligen Annette dieses Blatt Papier oder diese Briefschaften — was es nun ist — erkauft — darauf wirst du vermerkt und verzeichnet finden, was du zeit deines Lebens zu erfahren strebtest und nicht erfahren konntest. Nun, denke ich, wirst du sehr löblich finden, daß ich dir mein Wort breche und nicht komme und wirst mein Freund bleiben! — —

Der Herr Reinhard hängt doch gar gewaltig an seinem Freunde Paul, fiel Annette mit einer eifersüchtigen Wallung ein.

Das zeigt Ihnen mein aufrichtiges, todtreues Gemüth, Annette, das Sie von sich stoßen und in die Ferne treiben wollen! — Denn ich sehe ja an allem — Sie bleiben unerweicht und . . .

Annette — Annette! tönte hier plötzlich laut von dem Hofe her der Ruf des Notars Moorhahn.

Annette sprang erschrocken auf.

Der Vater sucht mich — lassen Sie mich fort, Reinhard.

Reinhard Tondern war nicht so bereitwillig, die außerordentlich vortheilhafte Position, welche er einnahm, aufzugeben.

Jetzt wollen Sie mir wieder davonhuschen, ohne daß ich weiß, woran ich bin, sagte er, ebenfalls aufstehend. Aber ich lasse Sie nun einmal so nicht.

Mein Gott — hören Sie denn nicht — der Papa sucht mich — er wird uns hier finden ...

Ohne daß Sie sich aus der Gefangenschaft lösen, kommen Sie nun einmal nicht fort, antwortete Reinhard triumphirend, indem er wieder seinen Arm um ihre Taille und Hüfte legte.

Annette schien allerdings einzusehen, daß alle Vortheile hier auf seiten Reinhard's seien, der die gegenseitige Stellung entschieden beherrschte; daß sie weder mit Gewalt noch mit List hier werde etwas ausrichten können; daß mithin die Unterwerfung auf Gnade und Ungnade das vom Augenblicke unbedingt Gebotene sei. Sie bot wenigstens Reinhard ohne irgendweiteres Sträuben den Mund zum Küssen dar.

Reinhard Tondern — wir müssen es ihm zum Ruhme nachsagen — misbrauchte die Erlaubniß, die ihm also gegeben wurde, nicht. Es überraschte ihn ein wenig, daß die sonst gegen ihn immer so spöttische Demoiselle Annette sich jetzt so wenig sträubte und ihm so unbefangen entgegenkam. Er wurde beinahe verlegen darüber, und nachdem er Annettens rosige Lippen einmal berührt hatte, ließ er sie an sich vorüberschlüpfen.

Erröthend und aufgeregt stand er alsdann da, während sie über den Grasrain davonsprang und bald in der Oeffnung der Gartenhecke verschwand.

Dann sich ebenfalls zum Gehen wendend und froh die Hände reibend, sagte er: Wir haben unsern letzten Trumpf ausgespielt — und wahrhaftig, es scheint, gewonnen!

Er schlug einen andern Weg als durch den Garten ein, um

zum Hofe zurückzukehren; er schritt einen Fußsteig entlang, der außen um den Garten herumführte. Vor dem großen Einfahrtsthor des Hauses sah er zwei der Töchter des Wehrfesters mit Hermann dem Knecht in eifriger Berathung stehen. Reinhard, dessen Herankommen sie nicht bemerkten, konnte aus den einzelnen Worten, die er verstand, schließen, daß sie in Hermann's Busen ihre Klagen und gekränkten Gefühle ausschütteten, darüber, daß sie nicht ebenso gut wie die glückliche „Billken" einen „Baum" in ihren Brautschatz bekommen hatten.

Die Herren aus der Stadt, meinte die eine, äßen und tränken jetzt drinnen mehr, als ein ganzer „Baum", den man ihr versage, werth sei — eine Aeußerung, die in Reinhard Tondern den Vorsatz erweckte, bäuerische Gastlichkeit von nun an nicht so ganz unbefangen auszubeuten, wie dies eben jetzt von seiner Gesellschaft geschah. Denn als er in die Küche trat, waren die sämmtlichen Theilnehmer an dem heutigen Ausfluge wieder um den Eßtisch versammelt und priesen laut des Wehrfesters vortreffliche „Siebmilch", seinen rohen Schinken und das Aroma seiner gelbglänzenden Butter!

Bei einbrechender Nacht rasselte der Ringselwagen mit seiner Last dem Thore der Stadt wieder zu. Reinhard und Annette hatten ihre frühern Plätze eingenommen, aber Reinhard neckte Annetten nicht mehr — beide warfen sich nur von Zeit zu Zeit feinlächelnde Blicke zu — ob sie dabei errötheten, das ließ die Dämmerung nicht recht mehr unterscheiden!

Zwanzigstes Kapitel.

Worin der Corporal vom Regimente Zitzewitz mit dem Todtenkopfe Gelegenheit erhält, sich dem Leser freundlich in Erinnerung zu bringen.

Am andern Morgen ging der Wehrfester den Fahrweg entlang, der neben seinem Holze herführte. Er war in einer Stimmung, die ihn heute noch mehr als sonst die Einsamkeit suchen ließ; denn gerade gesellig und gesprächig war ja unser Schulze zu keiner Zeit zu nennen. Heute aber lag etwas auf ihm, was seinen gewöhnlichen Ernst zu einer Art von Unmuth, von verdrießlicher Trauer steigerte. Er mußte daran denken, daß der Boden, den er trat, seit gestern nicht mehr sein unbeschränktes Eigen sei; daß das Gehölz, in dessen Schatten er über den thaufeuchten Rasen daherschritt, jetzt einem andern gehörte als ihm; daß die Frucht, welche die Knechte auf dem Kamp vor ihm unter die dunkeln Schollen eineggten, für einen andern aufgehen würde als für ihn. Zwar dieser andere durfte das Gehölz nicht schlagen lassen ohne seine, des Wehrfesters, Einwilligung; er durfte die Ernte, welche aus der gesäeten Frucht reifte, nicht verkaufen, ohne ihn um Rath zu fragen. Denn „die Regierung" hatte ja der Wehrfester sich vorbehalten. Aber trotz alledem war

der Schulze doch nun einmal nicht mehr der Eigenthümer und alleinige Herr. Es lag in diesem Gedanken etwas, das ihn wurmte; etwas Drückendes, etwas Demüthigendes. Es war so eine Art Denkzettel, ein kleiner Fingerzeig, daß er mitsammt all seinem Recht sein Leben lang nicht um seiner selbst willen dagewesen sei; sondern daß er nur ein Zubehör zu einem Höhern und Größern als er, zu seinem Erbgut gewesen. Ein „ländliches Ackergeräthe" hatte der Husarencorporal gesagt. Er war nur ein jetzt beinahe überflüssig gewordenes Glied seines alten Stammes von wehrfesten Freibankbauern. Darin mochte nun auf der einen Seite auch etwas Erhebendes, mit Stolz Erfüllendes liegen; auf der andern drückte es aber doch das persönliche Selbstbewußtsein des Schulzen tief nieder. Und so spielte in seine Stimmung etwas von dem unaussprechlichen Unbehagen hinein, womit ein kluger Mann, ein Philosoph uns erfüllt, der uns vordeducirt, daß wir unsere Unsterblichkeit nur in der unsterblichen Fortdauer unserer Rasse und der zweifellosen Unvertilglichkeit der Gesammtheit zu suchen haben — eine Theorie, welche wir unsererseits außerordentlich angenehm für einen Hund finden, der nicht weiß, was sterben ist.

Von solchem Philosophiren war nun freilich unser Wehrfester weit entfernt. Näher lag ihm der Gedanke an den Philosophen, welchem er gestern sein schönes Erbe übergeben, und der von nun an die Leitung haben sollte; denn die eigentliche unmittelbare Leitung der Dinge war in des wackern Lambert Hände übergegangen, der, wenn auch an des Vaters Einwilligung gebunden, doch jetzt das hatte, was man die „Initiative" nennt; der Wehrfester war nur so etwas wie ein constitutioneller König, und auch auf dem Werdekopingshofe hieß es in Zukunft: Le roi règne et ne gouverne pas.

Gewöhnlich erhöht das Opfer, welches wir jemand, der uns

nahe steht, bringen, unsere Anhänglichkeit an ihn. Aber wir würden uns an der Wahrheit versündigen, wenn wir behaupteten, daß dies auch hier bei unserm alten Landsassen der Fall gewesen. Uneigennützige Zärtlichkeit der Empfindung gehört überhaupt nicht zu des Bauers Charakterschwächen. Wehrfester Werdekoping dachte an seinen Lambert ganz mit der Fülle erkalteten Gefühls, womit immer ein frei resignirender Herr seinen glücklichen Nachfolger betrachtet.

Ein solches Gefühl ist so naturgemäß, daß wir geneigt sind, aus ähnlichen Verhältnissen wie denen, in welchen Lambert und sein Vater zueinander stehen, eine eigenthümliche Erscheinung im Charakter unserer frommen und gottesfürchtigen Vergangenheit zu erklären. Diese Erscheinung ist die außerordentlich geringe Macht, welche wir in der Geschichte der germanischen Stämme von den Banden des Blutes ausgeübt sehen. Jene Kämpfe zwischen Vätern und Söhnen, jene Feindseligkeiten und Fehden zwischen Brüdern und Geschwistern, von denen die Geschichte des Mittelalters voll ist, während sich der Begriff der Blutseinheit bei den christlichen Völkern ohne Lehnswesen, bei den Schotten und Corsen, so stark zeigt — sollten sie nicht zusammenhängen mit unserm Fideicommiß- und Lehnswesen? mit einer Ordnung der Gesellschaft, wo der Sohn sein Erbe nicht seinem Vater, sondern dem alten Familienstatut verdankt? wo nicht das Familienhaupt seinem Nachfolger den Besitz freiwillig überträgt, sondern wo, nach unumstößlichem Lehnrecht, der fremde Feudalherr den Nachfolger damit bekleidet? wo der Vater im Selbstbewußtsein des Sohnes den Trotz auf sein angeerbtes Recht argwöhnt; wo der Sohn im Vater den Verwalter eines ihm, dem Sohne, schon gewährleisteten Eigenthums im stillen controlirt und beaufsichtigt?

Dem sei, wie ihm wolle, genug, unser Wehrfester war am

heutigen Morgen naturgemäß verdrießlich. Er war zu Betrachtungen über das Verhältniß zwischen Vätern und Söhnen geführt, deren Kern sich zu dem allerdings populär faßlichen Gedanken ausbildete, daß doch die Väter außerordentlich viel für ihre Kinder thäten, hergäben, opferten, litten; und daß die Kinder das niemals einsähen, anerkennten und dankbar zu vergelten suchten. Bei längerm Sinnen über diese Thatsache kam ihm denn auch beinahe etwas wie Reue über den vortrefflichen Kamp, den er durch seinen Machtspruch gestern dem Lambert überwiesen; freilich mehr aus Zärtlichkeit für den Bestand seines Hofes als aus Zärtlichkeit für seinen Sohn.

Darüber war er mit seinem langsamen Wandel bis an das Ende des Gehölzes gekommen, und erstaunte hier nicht wenig, als er plötzlich lebhaftes Hufgetrappel vernahm, und als er wenige Augenblicke darauf um die Ecke des Busches drei militärische Reiter biegen sah, die ihn alsbald erreicht und von allen Seiten umringt hatten.

He, Männeken, sagte der eine dieser kleinen Schar von Waffenmannschaft — wie jeht et dich denn noch? — Dat is mich ja anjenehm, dat wir uns mal wiedersehen, habe dir schon lange mal meine jehorsamste Ufwartung machen wollen — na nu, kennst du mir denn nich mehr?

Ich glaube, entgegnete der Schulze, das Gesicht des Reiters fixirend, wir waren einmal nahe daran, uns kennen zu lernen!

Richtig, dazumal, als du dir vor deiner Bude in deine janze Jröße als jastlicher Hospes entwickeltest und uns die Düre vor die Nase zuschlugst! Aber dat is nu längst in den Strom der Vergessenheit hinunterjespült. Wenn du dir jetzt mit'n kleenen appetitlichen Frühstück etwa möchtest anjenehm machen, aber zu blöde bist und nich weißt, wie du et passend vorbringen sollst, alter Jüngling, so will ick dir darüber beruhigen. Du kannst

et dich dreist als 'ne alljemeine Lebensregel hinten in deine Hauspostille ufzeichnen, ehrwürdiger Landmann, dat der Unteroffizier und der Jemeine von dat siebente königliche Husarenregiment von Zitzewitz mit'n Dodtenkopp immer und allezeit eine zuvorkommende Behandlung zu schätzen weiß, namentlich von einem achtungswerthen Unterthan, der wat ufzutragen hat! Hast de keene frische Jänseeier?

Was führt euch denn hierher? fragte der Wehrfester, an dem alle diese schönen Redensarten des gebildeten und zungengewandten Unteroffiziers niederglitten, ohne ihren beabsichtigten Zweck, die Stachelung seines Ehrgefühls zu überflüssigen Excessen in Gastlichkeit und Freigebigkeit, zu erreichen.

Dat will ick dich sagen, antwortete der Unteroffizier: wir haben einen kleenen obrigkeitlichen Uftrag. Wir haben einem Kötter, Namens Selke, ein Compliment zu machen und ein Papier mit dat königliche Siegel darunter zu überreichen. Eine Ernennung zum Ehrenmitglied von dat Oekonomiecollegium oder 'ne Preisochsenbelobigung wird et nun wol nich sind — eher so etwas wie 'n Tagesbefehl des Herrn Landrathen und der Aushebungscommission. Dat Plaisir darüber, kannst du dich denken, wird also auch nich große sind — und deshalb hat sich mein Musje Selke durch einen kleenen Spaziergang der anjenehmen Pflicht entzogen, uns juten Morgen sagen zu müssen. Et scheint, dat er sich damit jeschmeichelt hat, wir würden unsere Visitenkarten dalassen und alsdann ruhig abschieben und nach Hause machen. Ick nenne dies aber 'ne unjezogene Uffführung; der Mann hat keene Lebensart nich!

Was ist's mit dem Selke, was hat er verbrochen? unterbrach der Schulze den redseligen Mann.

Verbrochen hat et nun wol nich viel, dat Männeken. Et is man blos so eine polizeiliche Maßregel; von wegen, weißt du,

seinen hoffnungsvollen Sprossen, der uns durch die Lappen jejangen is, mit jesetzwidriger Verkennung der juten Absichten, welche dat Regimentscommando von dat elfte Infanterieregiment von Itzenplitz für ihn hatte.

Ja so — sagte der Wehrfester, mit einem grimmigen Blick auf den Husaren. Darum! Nun, so thut in Gottes Namen, was ihr glaubt thun zu dürfen. Sucht den Selke. Wenn ihr ihn findet, mag der liebe Herrgott ihm beistehen. Ich weiß nichts von ihm. Sucht ihn!

Und damit wandte der Wehrfester den Reitern mürrisch den Rücken und schritt weiter.

Nein, die Lebensart von diesem ollen Kartoffelkönig! rief der Unteroffizier ihm nach . . . kannste nich wenigstens: Juten Morgen, meine Herrschaften, wünsch jute Verrichtung, schenken Sie mich uf ein anderes mal die Ehre! sagen? Ne, et is doch ein janz und jar bildungsunfähiger Volksstamm in diese ländliche Cantonnements hier!

Damit zogen die drei Reiter weiter, um ihre Streife fortzusetzen, die, wie es schien, nicht eben mit sehr schlauen Vorsichtsmaßregeln vorgenommen wurde.

Der Wehrfester ging in der entgegengesetzten Richtung ingrimmig weiter. Das Begegniß bildete einen merkwürdigen Commentar zu den Gedanken, mit welchen er just eben beschäftigt gewesen. Hier sollte nun gar ein Vater um seines Sohnes willen von seinem häuslichen Herde gerissen, verhaftet, ins Gefängniß geworfen werden; ein Mann, so gutmüthig und unschuldig wie ein Kind, sollte das schwerste Unglück, das einen an tägliche Arbeit in Gottes freier Luft gewohnten Bauer treffen kann, die Gefangenschaft, erleiden; und zwar um eines jungen Burschen willen, der keine Lust hatte, sich unter die Soldaten stecken zu lassen . . . das war zu ungerecht, und es kam dem

Wehrfester heute einmal wieder so recht vor, als wäre die Welt in vielen Stücken doch gar zu wunderlich eingerichtet.

Darüber brütend, wandte er sich zur Linken durch einen offenen Schlagbaum, der in das Innere seines Busches führte. Nachdem er eine Strecke weit einem Fußpfade gefolgt war, der zwischen dichtem Unterholz hinlief, hörte er plötzlich seitwärts hinter sich eine Stimme: Pst! Pst! rufen.

Er wandte sich nach der Richtung, woher der Ruf kam, und sah, wie die Zweige des Buschwerks sich dort bewegten; nach wenig Augenblicken trat eine Gestalt aus dem Gebüsche hervor und kam auf den Wehrfester zugeschritten.

Es war ein alter, weißhaariger, gebückt einherschreitender Bauer in grauem Zwillichrock, schwere Holzschuhe an den Füßen und eine blaue Zipfelmütze auf dem Kopfe.

Selke — sagte der Wehrfester — bist du das?

Ja — still — sind sie vorüber?

Sie sind fortgeritten. Was bedeutet das, was hast du mit ihnen?

Der alte Mann athmete tief auf. Gott Lob und Dank! sagte er. — Was meinst du, Schulze, sollten sie wol wiederkommen?

Wer weiß das, ob die wiederkommen? Wenn du den Hendrik ihnen nicht stellen willst, dann thust du gut, noch eine Weile beiseite zu bleiben.

Den Hendrik stellen? antwortete der Kötter, das thu' ich nun einmal nicht, und das will ich nicht.

Aber am Ende fassen Sie dich doch, denn du kannst ja nicht immer vom Hause wegbleiben. Und wenn sie dich haben, dann prügeln sie dich im Gefängniß, bis du den Hendrik beibringst.

Sollten sie das wol thun? fragte der Kötter.

Ich hab's mir erzählen lassen, daß sie es thun, entgegnete der Schulze.

Komm mit mir hier in den Busch, wo uns niemand sieht, sagte der alte Mann; du sollst mir rathen, was ich thun soll.

Der Wehrfester folgte dem Verlangen des Alten. Beide arbeiteten sich durch das dichte Gebüsch, bis sie an eine etwas lichtere Stelle kamen, wo ein alter vermodernder Baumstamm lag, auf den der Kötter sich niedersetzte.

Der Schrecken ist mir in die Glieder gefahren, sagte er. Ich muß mich setzen, Wehrfester.

Der andere reichte ihm seine geöffnete Horndose, um ihn eine Prise nehmen zu lassen, und dann sich ebenfalls auf den Stamm niederlassend, sagte er: Wo ist der Hendrik?

In unserm Gaden, oben auf dem Balken unter dem Stroh.

Und du willst ihn nicht gehen lassen?

Kann ich das? Ich bin schwach und alt, und wenn der Hendrik für den Kotten nicht sorgt, dann muß ich betteln.

Hast du das dem Landrath nicht gesagt?

Gewiß.

Und was sagte der?

Er hat mich gefragt, ob denn der Hendrik mein einziger Sohn sei? Da konnt' ich nicht Ja sagen!

Freilich, du hast den Johannes noch!

Und deshalb, hat der Landrath gesagt, müßte ich den Hendrik stellen, da hülfe nichts!

Ja, der Johannes, der Johannes! sagte der Wehrfester, der hat schon viel Kummer auf deinen alten Rücken gelegt, Selke, und nun auch diesen noch! Wenn der Johannes da wäre, dann könnte er dir helfen, und der Hendrik könnte in Gottes Namen unter die Preußen gehen! Wo ist er denn jetzt, der Jan?

Weiß ich's! antwortete düster der alte Kötter.

Ich habe mir sagen lassen, fuhr der Wehrfester fort, in den weiten Venneheiden, die da liegen, wenn man dort hinüber zu den Holländern kommt, da hätte er eine Hütte gebaut, an die niemand gelangen könnte, der die Pfade durch das Moor und zwischen all dem Wasser durch nicht kennt. Von da ginge er aus und brächte verbotene Waaren nachts um die Zollhäuser herum ins Land, und danach gestricktes oder geschossenes Wild wieder hinaus, sodaß er immer seine Fracht hätte, hin wie her!

Der Kötter nickte mit dem Kopfe. So mag es wol sein! sagte er. Ich weiß wenig davon.

Er war bei alledem ein tüchtiger Bursche, und arbeiten konnt' er, daß er die Besten zu Schanden machte. Er hatte auch eigentlich ein gutes Herz. Aber wild, wild! Und den Teufel hatt' er im Leibe, wenn ihm etwas in die Quere kam, vor Eifer und Wuth. Sonst hätt' er sich gewiß nicht so verfehlt und dem Domkapitel dazumal seinen besten Förster todtgeschossen, daß er weglaufen mußte iu die weite Welt. Aber es ist nun einmal so. Ich habe viele so gekannt; recht brave Leute bis dahin, wo sie vor Wuth ins Tollen kommen!

Der alte Kötter antwortete nicht, sondern starrte düster vor sich hin.

Ja, es ist nun einmal so, sagte er dann. Der Jan ist fort und den Hendrik kann ich nicht missen. Und wenn ich ihn missen könnte — sag', Wehrfester, ließest du deinen Jungen unter die Soldaten gehen?

Das war eine verfängliche Frage. Der Abscheu vor dem Soldatenthum, der damals so unausrottbar tief in der Seele des Landvolks wie des Bürgers lag, war nur zu sehr begründet. Er war nicht allein geschöpft aus der Beobachtung des grausamen Schicksals, unter welchem in jenen Tagen in allen

Ländern eine unglückselige Creatur seufzte, die den Rock von zweierlei Tuch auf dem Rücken hatte: dieser ganzen Scala von Peinigungen, die von Hunger und Kälte an bis zum Spießruthenlaufen hinaufstieg. Es kam hinzu, daß man in den durch Werbung, d. h. durch Gewaltsamkeit und List, zusammengebrachten Mannschaften von ehemals eine Bande ruchloser, roher Menschen erblicken mußte, deren einziges Moralgesetz der Zwang, deren ethisches Princip die Furcht vor dem Haselstocke des Corporals war. Deshalb schien unsern Bauern das Soldatensein eins und dasselbe mit zeitlichem und ewigem Verderben; ein Leben ohne Gott und sein Gebot, mit Einem Wort: verloren und verdorben. Deshalb auch war nichts den Bevölkerungen der neuen Lande drückender, schreckender und entsetzlicher als die Einführung des „Cantonnirungssystems", die unerbittliche Aushebung der Söhne zum Militärdienst; nichts setzte mehr und länger böses Blut, nichts stachelte die sonst geduldigen und gesetzscheuen Menschen mehr zu Widersetzlichkeiten auf, und nichts weckte mehr ihren Scharfsinn, um sich auf alle mögliche Weise dem entsetzlichen Zwange zu entziehen. Dies rief denn freilich Gegenmaßregeln hervor, welche nicht immer in den Schranken des rechtlich und sittlich zu Rechtfertigenden blieben, und dazu gehörte namentlich die Einsperrung, auch wol Mishandlung der Väter der zur Aushebung herangezogenen und flüchtig gewordenen jungen Burschen.

Darum auch antwortete der Wehrfester nicht, als der Kötter ihn so geradezu aufforderte, sich selbst in seine Lage zu versetzen. Er beschränkte sich darauf, nach einer Pause zu entgegnen:

Du mußt wissen, Selke, was du thust. Wenn sie dich fassen, so werden sie dich einsperren, bis der Hendrik da ist und zum Lande hinaus kannst du vor ihnen nicht laufen!

Aber der Hendrik kann es. Und wenn er fort ist, dann

müssen sie doch einsehen, daß es ihnen nichts helfen kann, mich alten Mann zu peinigen.

Aber, warf der Schulze ein, ist es denn nicht all eins, ob der Hendrik Soldat, oder ob er zum Lande hinaus ist? Bist du dann nicht allein, so wie so?

Der Kötter schüttelte den Kopf. Wenn er Soldat ist, so sehe ich ihn mein Lebtage nicht wieder. Ich erlebe es nicht, daß er wieder loskommt. Ist er aber nur aus dem Lande, so kann er wiederkommen, sobald die Luft rein ist!

Kann auch lange dauern, meinte der Schulze achselzuckend.

Der Kötter schüttelte abermals seinen greisen Kopf. Sie müssen wieder fort, sie müssen bald wieder fort! sagte er mit großer Bestimmtheit, als ob er darüber ganz sichere, aber geheimnißvolle Kunde habe.

Wer, die Preußen?

Der Kötter nickte bedeutungsvoll.

Immer werden sie freilich nicht bleiben, antwortete der Wehrfester, zog dann still seine Tabackspfeife hervor und begann sie zu stopfen.

Wir erleben's auch noch, fuhr der Kötter nach einer Pause fort.

Nun, mache es, wie du willst, entgegnete der Wehrfester; ich kann dir dabei nicht helfen. Willst du heute hier im Busche bleiben, und soll ich dir Essen aus meinem Hause schicken?

Thu' das, Schulze, versetzte der Kötter, und dann hör' noch: der junge Mensch, der früher so oft bei dir auf dem Hofe war, der Bronckhorst . . .

Was soll der?

Der ist ja nun, hab' ich mir sagen lassen, recht was Großes geworden, da drüben in dem Emsaischen, wo die neue französische Herrschaft hingekommen ist.

Das ist auch so.

Wenn der Hendrik dahin ginge, und der Bronckhorst hülfe ihm da? Es ist ja anderes Land und andere Herrschaft!

Der Wehrfester dachte eine Weile nach. Ich weiß nicht, sagte er dann, ob er ihm helfen kann. Wenn er es kann, wird er es auch wol thun!

Aber der Hendrik müßte ihm einen Brief bringen von dir, Schulze, worin geschrieben stände, daß er ihm helfen solle.

Du weißt, daß ich nicht mit dem Schreiben umzugehen verstehe, Selke; aber der Lambert kann schreiben; ja, der kann es.

So laß den Lambert es aufsetzen, und wenn du mir Essen schickst, so schicke den Brief mit. Der Hendrik soll dann diese Nacht damit fort.

Der Wehrfester zog dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife.

Willst du's thun, Schulze?

Nicht gern, antwortete dieser. Wenn sie den Hendrik nun unterwegs fassen und finden den Brief bei ihm?

Was könnten sie dir thun?

Mir nichts, aber dem Lambert!

Der Kötter blickte vor sich hin. Er bat nicht weiter.

Nun, sagte der Wehrfester nach einer Pause, ich will's dem Lambert sagen. Wir kennen uns von Kindsbeinen an, Selke. Es ist ein gut Werk; dabei muß man keine Menschenfurcht haben. Treibt dann der Teufel sein Spiel damit — dann sei es drum ... wir wollen dann sehen, was sie können.

Ich danke dir, Schulze, sagte der andere. Ich thu' dir wieder einen Gefallen, sobald du's verlangst. Das Essen schicke mir bald, und auch etwas Taback, hörst du?

Sollst es haben, erwiderte der Wehrfester und nachdem er dem Kötter die Hand gereicht, verschwand er im Gebüsche.

Einundzwanzigstes Kapitel.

In welchem eine Vogelhütte vorkommt, die den Leser an eine gewisse Höhle in einer gewissen classischen alten Geschichte erinnert.

Das Leben in der Residenz des Herzogs von Anglure hatte unterdeß wesentlich verschiedene Züge angenommen, seit Graf Antoine von Epaville nicht allein selbst dort eingezogen war, sondern auch seine jugendliche reizende Gattin, Madame la Comtesse Henriette d'Epaville, mit ihrem zarten Knaben ihren Einzug gehalten hatte. Es hatte ein eigentliches Familienleben begonnen, welches früher gefehlt. Ein geschlossener Kreis war entstanden, zwar nicht groß, denn er umfaßte ja nur sechs Personen; aber doch zahlreich genug, um sich durch kleine Feste von allerlei Art, Partien, Jagden, Ausflüge unterhalten zu können, und um jene bunte Kette von Beziehungen, Scherzen und Neckereien, welche sich durch das Zusammenleben einer heitern und intim verbundenen Gesellschaft flicht, nicht wegen mangelnder neuer Verschlingungen zu Ende gehen zu lassen.

Wir haben gesagt, daß die Gesellschaft in dem Klosterschlosse des Herzogs von Anglure aus sechs Mitgliedern bestand. Wir

wollen die Persönlichkeiten dieser Tafelrunde näher ins Auge fassen und beginnen mit Herzog Gaston I.

Er ist noch ganz derselbe Mann, als welchen wir ihn vor einer Reihe von Monden ins Land kommen sahen, um Besitz von seinem neuen Reiche zu nehmen. Er ist ein sehr wohlwollender, milder Herr seiner Unterthanen. Er läßt keinen, der hülfesuchend zu ihm kommt, gehen, ohne ihm entweder zu gewähren, was er gewähren kann, oder, im andern Falle, ohne ihm alle möglichen Verheißungen und Versprechungen in Worten mitzugeben; und wenn so etwas auch nicht zur handgreiflichen und praktischen Förderniß für den Supplikanten führt, so tröstet und beruhigt und erfreut es aus dem Munde eines solchen hohen Herrn doch! Besonders wenn es mit einigen Aeußerungen der Ueberraschung, ja wol gar des höchsten Unwillens über die Geschäftsführung der Behörden verbunden ist, über die der Supplikant also der erleuchteten Regentenweisheit seines hohen Gebieters ein Licht aufgesteckt zu haben glaubt, ohne zu ahnen, daß, sobald er den Audienzsaal verlassen hat, das Licht wieder in völliger Dunkelheit erloschen ist, die Thätigkeit der Behörden wieder unangefochten ihren Gang geht wie zuvor. — Obendrein ist Herzog Gaston kein karger Herr. Sein Hofhalt läßt die Thaler rollen. Unter dem Einfluß desselben hebt sich die kleine, eine halbe Stunde von Marienborn liegende Stadt, Emsa, in welcher seine Regierung, die zugleich sein Hofgericht ist, residirt. Er liebt einen gewissen Prunk. Sein Hauswesen soll zwar, wenn man auf das hört, was die darin angestellten deutschen Diener klatschen, in einem seltsamen Durcheinander und Wirrwarr befangen sein, aber die nicht Eingeweihten bemerken davon wenig. Die zur fürstlichen Tafel gezogenen Beamten und andere Gäste werden glänzend bewirthet. An hohen Feiertagen fährt der Hof mit luxuriösen Equipagen, mit bewundernswürdig ge-

schmackvollen und reichen Livreen in die kleine Hauptstadt Emsa, um dem Gottesdienst in der Hauptkirche, in der für ihn hergerichteten fürstlichen Loge, beizuwohnen. Die Postzüge des Herzogs bestehen aus schönen ungarischen und hoyaischen Pferden; seine Carrossiers sind ausgezeichnete Holsteiner und Mecklenburger. Gar nichts aber läßt vor allen Dingen seine „Maison militaire", seine Leibwache, seine Armada zu wünschen übrig. Man sieht, bei ihrer Einrichtung hat der feinste weibliche Geschmack und Farbensinn gewaltet. Als Uniform sind am Ende doch die Anglure'schen Wappenfarben angenommen. Das blaue Feld hat die himmelblauen Röcke, der weiße Schwan die weißen Aufschläge hergegeben; ein weißblauer Federbusch prangt auf den dreieckigen kleinen, überaus kleidsamen Hüten, und silberne Tressen, Litzen, Galons umrahmen mit verschwenderischer Breite das Musterbildniß eines vollendeten, wohleingeschulten, tempofesten Soldaten, wie es der fürstlich emsa-ravensteinsche Grenadier darstellt.

Auch sind sie sammt und sonders des Herzogs Freude und Stolz; und da zugleich Prinzessin Leonie dem von ihr ins Leben gerufenen Corps ihre fortwährende huldreiche Aufmerksamkeit und Fürsorge zuwendet, so kann sich keiner von ihnen über die Stunde beklagen, wo er eingewilligt, den verlockenden Werbungen des trefflichen, sehr martialischen Hauptmanns Franecker zu lauschen. Es fehlt nichts an der gegenseitigen allgemeinen Zufriedenheit zwischen Kriegsherrn und Armee, als nur eine einzige, auch nur eine winzig kleine Gelegenheit, die treffliche Schule, den kriegerischen Muth in einer ernsthaften Affaire zu beweisen; zu einer solchen sind jedoch leider nicht die allermindesten Aussichten vorhanden. Das Haus Anglure steht mit allen seinen fürstlichen Nachbarn auf dem Fuße freundlichster Beziehungen. Allerdings kann die Auseinandersetzung mit der Krone Preußen, welche in

Besitz aller Centralinstitute des alten, nun getheilten Landes gekommen ist, nicht ohne mannichfache Häkeleien, Zwistigkeiten und Verschiedenheiten der Auffassung abgehen; aber zu gegenseitigen militärischen Demonstrationen führen diese kleinen Zerwürfnisse zwischen dem Hause Anglure und dem Hause Hohenzollern nicht. Und ebenso wenig drohen innere Beunruhigungen dem kleinen Staatswesen. Die Unterthanen sind ihrem neuen Herrn nicht ergeben, aber auch nicht gerade abgeneigt; sie sind ohne jeden Gedanken an Widersetzlichkeit; sie würden aber auch keinen Finger rühren, wenn es gälte, in irgendeiner Gefahr ihm beizuspringen und seiner Herrschaft Bestand zu sichern. Sie dulden ihre neuen Verhältnisse mit jener vollständigen Passivität, womit der ganze Stamm seit je die geschichtlichen Dramen geduldet hat, welche es Fremden gefiel, auf seinem Grund und Boden aufzuführen. Persönlich haben sie den Herzog sehr gern, finden ihn herablassend und gutmüthig und erlauben sich nur die Bemerkung, daß er die Geschäfte zu sorglos und zu bequem ganz seinen Beamten überlasse.

Wir gehen über zu Nummer zwei unserer Tafelrunde: Prinzessin Leonie.

Prinzessin Leonie ist nicht so ganz mehr dieselbe, welche sie früher war. Als Paul Bronckhorst noch in den Stunden, die seine anfangs so unermeßlich sich drängenden und häufenden Geschäfte ihm dazu übrig ließen, ihren Charakter studirte, um zu erkennen, wie viel in ihr Prinzessin, wie viel junges Mädchen sei, war Leonie augenscheinlich noch viel mehr Prinzessin, als sie es jetzt ist. Sie zeigt jetzt zwar noch wie früher eine gewisse Launenhaftigkeit; aber früher war es der launenhafte Wechsel der Einfälle, wie er nichts Seltenes bei Menschen ist, die das Schicksal verwöhnte. Jetzt ist es mehr ein Wechsel tieferer Stimmungen, ein Wechsel zwischen größerer Heiterkeit, als sie je früher

gezeigt, und schwermüthiger, elegischer Stimmung, die sich zuweilen bis zu einem völligen Mismuth steigert und in Ausbrüche von Lebensüberdruß übergeht, über welche Demoiselle de la Croix sich vollständig entsetzt, aber nicht ohne zu ihrem Troste recht bald zu bemerken, daß Prinzessin Leonie dennoch eine halbe Stunde später auf den Plan zu irgendeiner kleinen Erheiterung, einem Fest oder einem Gesellschaftsspiel mit ungeschmälerter Theilnahme eingeht.

Eigenthümlich ist das Verhältniß Leonie's zu Nummer drei unsers Kreises, zur Gräfin Henriette von Epaville.

Die Gräfin ist eine sehr kleine, sehr zierliche, sehr anmuthige Dame — ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man diese dunkeläugige, rosenlippige, nur etwas zu blasse Provenzalin ganz Grazie und Anmuth nennt. Ihr Wesen, ihre Bewegungen, ihre Art, sich zu setzen und um sich zu blicken; die hübschen kleinen Sätze, die sie spricht, ohne sich je in eine etwas länger gesponnene Periode einzulassen; die libellenhafte Flüchtigkeit, womit sie im Gespräche von den Gegenständen nur nippt und sofort, nachdem sie von einem gekostet, leichtbeschwingten Geistes zu einem andern hinüberflattert — alles dieses zeigt, daß sie in sich eins jener idealen und ätherischen Wesen erblickt, wie sie in einem rosenrothen Muschelwagen, von weißen Tauben gezogen, von duftigen Gazeschleiern gleich einer Wolke umwallt, in Opern und Balleten hoch über den Häuptern materiellerer Sterblicher hinwegschweben. Wie man nun aber gewöhnlich in der Welt für das genommen wird, wofür man sich gibt, so hat Madame Henriette es auch dahin gebracht, wie eine reizende kleine Fee behandelt zu werden. Selbst der Herzog, der ihren Gemahl, seinen Neffen, eisigkalt und seine Tochter Leonie zwar nicht ohne die Rücksichten eines vornehm erzogenen Mannes, aber doch oft mit einer gewissen fürstlichen Derbheit behandelt, ist gegen Ma-

dame Henriette voll süßer Zärtlichkeit. Es ist höchst charakteristisch, zu beobachten, mit welchem Unterschied des Tones und der Stimme er bei Tafel seine ihm zur Rechten sitzende Tochter mit den Worten: Videz donc votre verre, ma fille, sans vous gêner, puisque vous aimez ce vin — wie einen männlichen Gast zum Trinken nöthigt, während er, links gewandt, Madame Henriette mit zartem Säuseln der Stimme um die Gnade bittet, ihr einen Rebhuhnflügel vorlegen zu dürfen.

Leonie und Henriette sind dem Scheine nach warme Freundinnen. Henriette beugt sich in allem der Ueberlegenheit, der bevorzugtern Natur der Prinzessin; sie umgibt sie wie ein schöner ergebener Genius mit den Rosenkränzen ihrer Anmuth; sie schmiegt sich Leonie's Stimmungen, Ansichten, ihrem Geschmacke an; und Leonie scheint an der neuen Freundin so viel Gefallen zu finden wie ein Kind an einem Spielzeug. Sie liebkost, sie verhätschelt sie — und im Grunde ihres Herzens ist sie doch voll Spott und steht in einer ewigen Verschwörung mit der de la Croix gegen die arme kleine Frau, um derselben Veranlassungen zu bieten, ihre kleinen Anmuthsmanöverchen zu machen, bei welchen dann hinter ihrem Rücken Leonie und die de la Croix sich sprechende Seitenblicke zuwerfen, um später, wenn sie allein sind, in lautes Lachen auszubrechen. So spielt Leonie mit ihr und neckt sie, um, wie sie sich ausdrückt, die „minauderies de ma petite chatte“ hervorzurufen; bis sie es endlich wol einmal zu arg macht und Madame Henriette ihr Mündchen ründet und mit kindlichem Schmollen in die Worte ausbricht: Sie sind ganz abscheulich boshaft, Leonie, und ich liebe Sie doch so sehr! wobei Leonie wieder in helles Lachen geräth, ohne sich zu sagen, wie viel Grund sie hat, sich vor einer Frau in Acht zu nehmen, welche ein so anmuthiges rundes Mündchen zu machen versteht,

dem verhängnißvollsten physiognomischen Zuge, den man bei Frauen treffen kann!

Der vierte im Kreise ist Graf Antoine.

Den Grafen Antoine in der Lage, worin er sich jetzt befindet, gerecht und unparteiisch zu beurtheilen, mag einige Schwierigkeiten haben, denn diese Lage veranlaßt ihn ganz ohne Zweifel, sich nur von der besten Seite zu zeigen.

Mein Vetter ist bewundernswürdig, sagt Leonie über ihn; er ist so lange schon hier und noch hat er kein einziges Unheil angerichtet! Und er hat doch so viel Zeit dazu!

Das hatte Graf Antoine allerdings. Er hatte überflüssig viel Zeit, und wenn es in der That eine löbliche Gewohnheit von ihm war, seine Mußestunden mit Unheilstiften auszufüllen, so konnte ihn diese Eigenschaft jetzt sehr gefährlich machen. Er hatte den ganzen Tag hindurch nichts zu thun. Und doch war das einzige Unheil, welches er bisjetzt angestiftet, das, welches seine Jagdflinte unter dem Wildstande seines Oheims, sein tolles Reiten im Marstall des Herzogs zu Wege brachte. Ob vielleicht ein weiteres sich aus seinen gnädig herablassenden Beziehungen zu den distinguirtern Mitgliedern des weiblichen Dienstpersonals in den Nebengebäuden entwickelte — das ist niemals zu officieller Kunde gekommen. Aber verschweigen dürfen wir nicht, daß Graf Antoine sich auffallend oft in diesen Nebengebäuden blicken ließ, und zwar namentlich in den Räumen, worin eine gewisse uns bekannte junge Dame jetzt seit Monden schon ihres Amtes waltete.

Wir meinen Agnes Dorgelo, das Melusinchen von Rellingstein. Graf Antoine hatte sehr bald ihre Bekanntschaft gemacht; und wie Agnes ihren Bekannten erzählte, war der Graf ein gar so freundlicher Herr — er gab ihr Unterricht im Französischen!

Ich finde Antoine völlig verändert — sagte Leonie, die davon nichts wußte, oft in Madame Henriettens Gegenwart und mit einem der de la Croix zugeworfenen Seitenblicke; worauf Madame Henriette, ganz wie erwartet, nicht ermangelte, ein tiefempfundenes Wort über den beseligenden Einfluß der Liebe auf ein wildes Männerherz zu flöten. Das, was die Prinzessin bei diesen schöngesagten Worten und bei diesen zum Himmel aufgeschlagenen Engelsaugen doppelt ergötzte, war der Umstand, daß Leonie selbst Antoine's geändertes Benehmen einem ganz andern Einflusse, und zwar seinem Umgange mit Paul, zuschrieb.

Graf Antoine nämlich hatte die Vorahnung Paul's, daß er mit diesem Manne einst wol feindlich zusammenstoßen werde, vollständig zu Schanden gemacht. Er hatte Paul von Anfang an mit großer Auszeichnung behandelt, hatte seinen nähern Umgang gesucht, hatte ihn mit seiner Freundschaft förmlich verfolgt. Die kalte Höflichkeit, mit welcher Paul diese Zuvorkommenheit erwidert, war nach und nach einem wärmern Gefühle gewichen. Graf Antoine zeigte Paul in der That einen ganz aufrichtigen Drang, sich durch ihn belehren zu lassen, mit dem Lande, seinen Sitten und seinen Verhältnissen bekannt zu werden; er zeigte Paul gegenüber so viel Theilnahme und Ergebenheit für den Herzog; so viel ganz unbedingte und höchst gutmüthige Offenheit über sein früheres Leben und die Verirrungen, die er zu bereuen habe; so viel gute Grundsätze und anscheinend feste Vorsätze endlich, daß Paul sich ebenfalls offen ihm hingab und des Umgangs froh wurde, den er an Graf Antoine gefunden. Bei dem Vielen, was der letztere erlebt, gesehen und durchgemacht, war ihm dieser Umgang natürlich höchst anziehend. Und dann kam, um aus Graf Antoine und Paul zwei aufrichtige Freunde zu machen, bei Paul noch etwas hinzu — die Dank-

barkeit. Der Graf nämlich hatte es bald dahin gebracht, daß Paul Bronckhorst in den engsten Familiencirkel des Herzogs aufgenommen war. Zu allem, wozu der geheime Cabinetssecretär des Herzogs nicht hinzugezogen worden wäre, wurde der Freund des Grafen Antoine von diesem gezogen; und da sich annehmen läßt, daß der Herzog selbst es nicht gerade liebte, mit seinem Neffen als einzigem männlichen Mitgliede seiner Gesellschaft zusammen zu sein, so gehörte Paul infolge davon bald wie ein Kind zum Hause.

Die kleine Provenzalin aber, welche gegen Paul die Huld und Gnade selbst war, schien sich für die Neckereien ihrer Cousine, der Prinzessin, nur dadurch zu rächen beflissen, daß sie Leonie mit Paul neckte und beide zusammenbrachte, wo sie es nur immer vermochte. Leonie, sagte sie, sei nun einmal das Idol, die Göttin Paul's, und deshalb ruhte sie nicht, bis, wenn man eine kleine französische Komödie aufführte, Paul die Rolle des Liebhabers übernommen hatte; bis, wenn man einen Spazierritt machte, Paul den Cavalier der Prinzessin vorstellte, an ihrer Seite ritt und, wenn die Prinzessin irgendeine Dienstleistung verlangte, Gelegenheit bekam, ihren Wunsch zu erfüllen.

Sie war nun einmal ein Engel der Güte, die kleine Provenzalin!

Wir hätten noch von unserer sechsten Nummer zu reden. Aber in der That, Mademoiselle de la Croix war nur eine Nummer. Sie war ein überaus gutmüthiges Geschöpf, welches niemand im Wege stand; immer dienst- und hülfbeflissen; aber ein wahres Phänomen, was ihren Mangel an Eigenschaften anging. Sie hatte deren weder gute noch schlimme, oder wenn sie sie hatte, so ging sie in ihrer unbegrenzten Bescheidenheit so weit, sich zu sagen, daß ihre Eigenschaften viel zu unerheblich seien, als daß es der Mühe werth, sie der Welt zu zeigen.

Auffallend war es, daß Graf Antoine so wenig einen Umgang suchte, welcher ihm nahe lag, und zu welchem er in einer zuvorkommenden Aufnahme doppelte Veranlassung hätte finden können. Wir meinen den mit Clemens von Schlettendorf. Im Beginne, als ihm der neue Gast des Herzogs zuerst vorgestellt wurde, nahm freilich Clemens Schlettendorf eine sehr kühle Haltung gegen ihn an. Nach einer Weile jedoch schien er es räthlich zu finden, sich ihm mehr zu nähern und durch Aufmerksamkeiten und Herzlichkeit, soweit letztere in Clemens' Wesen lag, sein Vertrauen zu gewinnen. Aber Antoine hielt sich geflissentlich von Clemens entfernt. Dieser setzte seine Besuche im herzoglichen Schlosse fort, Leonie nahm ihn wie einen alten Bekannten mit ihrer frühern unbefangenen Höflichkeit auf; jedoch weder in Leonie's noch in Madame Henriettens Betragen gegen ihn war etwas, das ihn ermuthigen konnte, sich als zum Kreise gehörend zu betrachten. — So kam es denn wol, daß die Verbindung mit der Familie Schlettendorf nach und nach weniger lebhaft und kälter wurde. Auch der Herzog zeigte sich gegen den Baron Schlettendorf nicht mehr so wie früher. Hatte er früher nur den guten Bekannten und anspruchslosen Freund gezeigt, so mischte sich jetzt stets etwas vom Fürsten und Souverän in sein Wesen, wenn er mit dem Baron verkehrte; was denn dieser mit einer ganz unbeschreiblichen Miene von süßsäuerlicher Devotion aufnahm.

Es war einer jener eigenthümlichen Tage, wie sie im beginnenden Herbst vorkommen und besonders in Westfalen nicht selten sind; wo die Atmosphäre gerade so viel Nebel gebildet hat, um damit einen leichten Schleier über alle Gegenstände werfen zu können, und nun unter diesem dünngewobenen Schleier die ganze Schöpfung zu träumen, zu schlummern scheint. Es herrscht eine Stille, eine Regungslosigkeit, daß man wähnen könnte, die

Bäume, die Gesträuche, die Hecken mit den von der feuchten Luft dunkler gefärbten Blättern, die einförmigen Fluren, deren Farbennuancen gedämpft und verwischt sind von der licht- und sonnenlosen Luft — alles das sei das Gebilde eines Traumes, die Welt sei eine stille Fata-Morgana-Spiegelung; und wir wandeln umher in diesem Traume, losgelöst von den gewöhnlichen Gedanken, den gewöhnlichen Bedingungen unserer Existenz; wir vergessen unsere Arbeit, unsere Sorgen, den ganzen Kreis unserer Umgebung; wir wissen nicht, ist es Morgen, Mittag oder Nachmittag, wir kümmern uns um nichts, wir träumen nur und spinnen unsere Phantasien aus an solchen verschleierten, schlummernden Tagen.

An einem solchen Tage hatten die Anglure'schen Herrschaften nach dem Diner einen Spaziergang durch die Wälder unternommen, die leider jetzt durch Bouquet's Fürsorge stellenweise schon bedeutend mehr gelichtet waren als im vorigen Jahre, wo wir den Baron Schlettendorf hindurchbegleiteten. Madame Henriette hatte die de la Croix um die Gefälligkeit gebeten, eine kleine Arbeit, mit deren Abschluß sie nicht zu Stande kommen konnte, für sie zu vollenden, und die de la Croix war deshalb mit Leonie's Einwilligung zu Hause geblieben. Der Herzog hielt eine größere Bewegung unmittelbar nach Tische nicht für heilsam und hatte sich in seine Gemächer zurückgezogen. So bestand denn die Gesellschaft nur aus der Prinzessin, Madame Henriette und Graf Antoine, der noch Paul aus seinem Arbeitszimmer herbeigeholt hatte. Man schritt einem Hohlwege nach, der zu einem schönen, in dichtem Gebüsch versteckten stillen Weiher führte. Ueber weiches Moos, das mit den ersten gelben Blättern des Herbstes überstreut war, schritt man dahin. Der Weiher hatte an einem Tage wie der heutige etwas unbeschreiblich Melancholisches, Düsteres. Er war von dichtem Erlen-

gebüsch umstanden, über welches alte und breitgeästete Eichen ihre Zweige ausstreckten. Der Spiegel des Wassers war regungslos; kein Vogel flatterte darüber hin; kein lebendes Wesen, und wäre es auch nur eine Phaläne gewesen, die sich auf den Spitzen des Schilfes geschaukelt hätte, oder ein Frosch, der durchs Röhricht gesprungen, ließ sich erblicken; nur ein paar Wasserhühner flogen, als die Gesellschaft näher kam, vom jenseitigen Ufer auf und schwirrten mit einem langezogenen Schrei, der wie ein Ruf der Schwermuth und der Trauer klang, über die Baumwipfel dahin.

Wissen Sie, daß dies eigentlich ein unheimlicher Ort ist, ein Fleck, an den sich eine düstere Sage knüpft? sagte Paul, als man das Ufer des kleinen Gewässers erreicht hatte.

Melancholisch ist er heute genug, fiel Leonie ein, und ich denke, wir kehren zurück; ich fürchte, es wird Regen geben!

O, gewiß nicht, meinte Antoine — das Wetter ist heute viel zu schläfrig, viel zu energielos, um es bis zu einer so entschiedenen Willensäußerung, wie es ein Regenschauer ist, zu bringen.

Lassen wir uns von Monsieur Paul erst seine Geschichte erzählen, fiel Madame Henriette ein — er hat eine Geschichte auf dem Herzen, eine hübsche Legende, von einer Feekönigin, die auf dem tiefen Grunde dieses Gewässers ein Schloß bewohnt, dessen Wände aus Diamanttafeln und dessen Geräthe aus Perlen bestehen!

Oder, bemerkte Leonie, es ist eine nicht getaufte Glocke in diesen See geflogen und läutet nun in mondhellen Mitternächten auf dem tiefen Grunde — wir kennen das, diese Legenden sind alle eine wie die andere, und viel Phantasie ist nicht daran verschwendet!

Und doch, nahm Paul wieder das Wort, treffen Ihre Vor-

aussetzungen hier nicht zu. Die Geschichte, welche sich an diesen Weiher knüpft, ist lange nicht so duftig und poetisch, wie die Frau Gräfin glaubt, noch so bekannt, wie Prinzessin Leonie voraussetzt; aber freilich ganz ebenso kurz. Das Volk behauptet nämlich, es hätte an der Stelle des kleinen Sees ein großer Bauernhof in alten Zeiten gestanden; der Eigenthümer desselben und sein Bruder, der Besitzer eines benachbarten Hofs, haben in langem Unfrieden wegen eines Grundstücks gelegen, um dessen Besitz sie sich stritten, bis sich beide eines Abends hier an dieser Seite des Weihers begegnet seien; da habe der Bauer unsers Hofs den Bruder angefallen und todtgeschlagen. Seitdem aber sei der ganze Hof in die Erde versunken und an seiner Stelle der Weiher entstanden, den nun der erschlagene Bauer nächtlich ohne Kopf umwandelt. Das ist meine durchaus nicht poetische „Legende“.

So erzählen Sie uns eine andere, poetischere, sagte Leonie — nur muß sie so sein, daß man durchaus nicht daran glauben kann; denn sonst würde mir grauen, hier in dem stillen Walde neben dem spukhaften Weiher und bei diesem melancholischen Wetter, das so recht dazu geschaffen ist, Ihre Geschichten anzuhören!

Paul ließ sich nicht zweimal bitten, zu reden, wenn er wußte, daß er Leonie zur aufmerksamen Zuhörerin hatte. Er begann deshalb eine höchst spannende, echt westfälische Volksgeschichte zu erzählen, an welche ihn die Sage von den zwei feindlichen Bauern erinnerte. Die zwei Damen horchten ihm aufmerksam und voll Theilnahme zu; Antoine's Blicke schweiften über das Wasser umher, oder prüfend in die Höhe, wo der Nebel sich verdichtet hatte, und endlich sagte er: Meine Damen, Sie sind so in die Schauer der Unterwelt versunken, daß Sie die weit bedenklichern Schauer, mit denen die Oberwelt droht, vergessen

haben — ich habe die Ehre, Ihnen anzukündigen, daß es zu regnen beginnt.

O, mein Gott, es regnet! sagte Madame Henriette, tief erschrocken über ein so entsetzliches Ereigniß.

So kehren wir heim, entgegnete Leonie ruhig.

Aber bis wir zu Hause sind, werden wir ganz durchnäßt sein, warf Madame Henriette ein, ohne sich von der Stelle zu rühren.

So wechseln wir zu Hause unsere Toilette und versammeln uns dann um ein warmes Kaminfeuer, wo Monsieur Paul seine schönen Geschichten fortsetzt, entgegnete Leonie.

Haben Sie Mitleid mit meiner kleinen Frau, die einen Regen so wenig aushält wie ein Atlashut mit Blondengarnitur, sagte lächelnd Antoine. Es ist besser, wir senden den Bedienten heim, um uns Schirme zu holen, und unterdeß bergen wir uns in dem vortrefflichen Versteck, das wir ganz nahe haben — kommen Sie nur!

Antoine gab dem Bedienten, welcher der Gesellschaft gefolgt war, die nöthige Weisung, und dann schritt er am Ufer des Weihers entlang einem Gebüschdickicht zu; die andern folgten ihm.

Aber, Antoine, wohin führen Sie uns? rief Leonie aus. Sie werden doch nicht verlangen, daß wir uns in das Gestrüpp wagen, um dort in den verborgenen Eingang zu irgendeiner unterirdischen Räuberhöhle zu schlüpfen? Die Partie wird immer romantischer!

Sie haben so ungefähr errathen, was ich will, meine liebenswürdige Cousine, rief Antoine lachend aus.

Ich traue es Ihnen vollständig zu, daß Sie solch ein Versteck à la Cartouche sich hier im Walde angelegt haben — für unvorhergesehene Fälle!

Ich muß Ihnen allerdings gestehen, daß von meinem Versteck

aus schon mancher Schuß auf harmlos vorüberziehende Wesen in raubmörderischer Absicht gefallen ist!

Und das sagen Sie mit dem kältesten Gleichmuth?

Und wir sollen da hineinschlüpfen — in eine Räuberhöhle? rief Madame Henriette, welche die Sache tragisch ernsthaft zu nehmen schien, erschrocken aus.

Mein Kind, versetzte Graf Antoine, du hast zu wählen: entweder untertauchen in alle Schauer einer dunkeln und grausenhaften Höhle, wo der blutige Raubmord lauert, oder — naß werden und die Toilette verderben!

Henriette seufzte. Du weißt, es ist die broschirte lyoner Seide, sagte sie resignirt. Du warst so eilig, den Spaziergang anzutreten, daß ich meinen Dineranzug nicht erst wechseln konnte!

Also wir wählen die Höhle — ich wußte es ja!

Graf Antoine blieb vor einer Laubhütte stehen, die einen offenen Eingang und in der hintern Wand ein ganz kleines auf den Weiher gehendes Guckloch hatte.

Hier ist das Versteck, das ich meine, sagte er. Schlüpfen Sie hinein, Madame la Comtesse — Sie sind vor allem Ungemach darin geborgen. Ich habe manche Stunde darin zugebracht, auf den Mord der unschuldigen wilden Enten sinnend, welche mein Lockvogel auf den Weiher niederrief. Der Raum ist nicht groß, er ist nur für Eine Person berechnet; jedoch wird Leonie noch Platz neben dir darin finden, wenn du dich nicht zu breit machst, was ja gottlob! dein Fehler nicht ist, kleine Titania. — Wir beiden Männer finden Obdach in einer zweiten Hütte, welche ich für den Büchsenspanner hier nebenan habe errichten lassen.

Madame Henriette hatte sich längst in der zierlichen kleinen Vogelhütte geborgen, aber jetzt rief sie aus: Und ich soll mit

Leonie allein hier bleiben? Nein, nein, unter keiner Bedingung, wenn du nicht bei mir bleibst, Antoine!

Aber weshalb ...?

O, ich fürchte mich so sehr!

Aber, mein Kind, du siehst ja die andere Hütte hier so dicht in der Nähe ...

Monsieur Paul hat mich aber so in Grauen und Furcht versetzt mit seinen Geschichten, unterbrach Madame Henriette den Grafen — ich bleibe nun einmal nicht ohne dich, Antoine!

Und dabei machte sie die Miene eines verzogenen Kindes, dessen Eigensinn man am besten thut nachzugeben.

Wenigstens schien Graf Antoine, der am besten wissen mußte, wie weit man in solchen Fällen durch Widerstand bei seiner zarten und anmuthigen kleinen Gattin komme, entschieden dieser Ansicht. Er trat ebenfalls in die Vogelhütte und überließ es Leonie und Paul, in der zweiten Schutz zu suchen.

Leonie hatte dies im nächsten Augenblicke bereits gethan.

Kommen Sie, sagte sie, zu Paul gewandt, indem sie in das Versteck des Büchsenspanners schlüpfte — es ist Raum genug hier.

Trotz dieser Einladung wagte Paul es nicht, ihr sofort zu folgen und in einen Raum neben sie zu treten, welcher vielleicht nur zehn Quadratschuh enthielt und in welchem zwei Personen nicht stehen konnten, ohne sich zu berühren. Er stellte sich so, daß er halb innerhalb, halb außerhalb der Hütte stand, bis Leonie ihm sagte: Aber der Regen wird stärker und Sie werden vollständig durchnäßt, wenn Sie nicht eintreten. Ich darf nicht dulden, daß Sie die Koketterie meiner theuern Cousine mit einem Fieber bezahlen!

Paul trat nun unter das niedere Dach ein; Leonie behielt dabei ganz ruhig ihren vorigen Stand, ohne Miene zu machen, weiter zu rücken — sodaß Paul's Schulter die ihrige berührte.

In der andern Hütte kicherte indeß Madame Henriette mit einem ganz andern Ausdrucke ihres feinen, bleichen Gesichtchens, als sie vorhin gezeigt, wo sie so ganz entsetzlich ängstlich und erschrocken that, wenn ihr Antoine nicht bei ihr bleibe. Das feine, bleiche Gesichtchen sah nämlich außerordentlich moquant und spöttisch triumphirend aus.

Worüber sie so triumphirend lächelte, das bedurfte bei dem Grafen sichtbar keiner Erklärung; er sah ihr mit dem Blicke des vollsten Einverständnisses in die Augen und sagte nur mit ebenfalls bedeutend gesteigerter Heiterkeit:

Du bist doch eine wahre kleine Schlange!

Wenn sie sich nun nicht eine Erklärung machen, versetzte Madame Henriette, so ist aber auch mein Latein zu Ende, und ich ziehe von diesem blöden deutschen Jüngling meine Schützerhand ab!

Du bist thöricht, zu wähnen, er sei blöde und bedürfe deiner listigen kleinen Veranstaltungen, um ihn in den Zauberkreis seiner Leonie zu bringen oder darin festzuhalten, versetzte Antoine flüsternd, wie vorher. Ich wette, einer Erklärung bedarf es bei ihnen gar nicht mehr, und sie sind bereits viel weiter, als wir, oder vielmehr als du glaubst. — Er ist ein ganz unternehmender, kecker Gesell, der dazu viel zu wenig von der großen Welt und vom Leben kennt, um zu wissen, was er wagt und beginnt, indem er sich in einen Liebeshandel mit einer Prinzessin stürzt.

Mag sein, versetzte Madame Henriette, aber es ist dennoch nicht so, wie du sagst. Wir Frauen wissen das besser zu beobachten. Daß die beiden jungen Leute sich verstehen, gebe ich zu; aber bis zu einer vollständigen Erklärung ist es noch nicht gekommen, glaube mir das.

Nun, so wird es doch dazu kommen, antwortete Antoine, indem er den Kopf zur Thüröffnung der Hütte hinausstreckte,

nach dem Regen ausschaute und dann nach der andern Hütte hinüberhorchte.

Sie müssen sich da drüben wenigstens um den Raum vortrefflich vertragen, sagte er dann — man hört nicht das leiseste Wort herüberschallen. Was meinst du, ma petite biche, wenn ich jetzt dem Bedienten entgegenginge, um ihn mit den Regenschirmen aufzufangen, damit dieses vertranliche tête-à-tête nicht vorschnell gestört, vielleicht in seiner besten Entwickelung unterbrochen wird?

Wenn du riskiren willst, durchnäßt zu werden — es wäre freilich sehr gut! versetzte die kleine Frau.

Aber du — wirst du allein in der Vogelhütte bleiben? Wenn nun der Bauer ohne Kopf dir unterdeß einen Besuch machte?

So würde ich bedauern, für eine solche Impertinenz einem so eigenthümlich eingerichteten Individuum keine Maulschelle geben zu können, antwortete lächelnd Madame Henriette. Geh' immerhin und sage dir, daß man deine Rückkehr nur mit sehr mäßiger Ungeduld erwartet!

Antoine nickte ihr zu und eilte von dannen, indem er vermied, das braune vorjährige Laub aufzurühren und dadurch Geräusch zu machen.

Die kleine Gräfin blickte ihm mit einem so listigen und so durchtrieben schlauen Lächeln nach, daß es ihr classisch edles, feines Gesichtchen beinahe entstellte. Sie hatte augenscheinlich ganz eigene Gedanken, als sie ihren Antoine so mit den Augen verfolgte. Wenn man sie in Worte übersetzt hätte, diese Gedanken — vielleicht hätten sie gar nicht schmeichelhaft für Antoine gelautet; vielleicht hätte Antoine, wenn er sie vernommen, sein zärtliches Lieblingswort: du kleine Schlange! mit einem ganz andern Ausdruck gesprochen, und er hätte dabei nicht ganz unrecht gehabt. Denn, um die Wahrheit zu gestehen, was die

engelhafte, liebe, kleine Frau sich in Gedanken sagte, als sie ihren Mann geduckt, den Kragen seines Rockes aufgeschlagen und gegen die Ohren gedrückt, durch den immer stärker strömenden Regen davonschießen und zwischen den Stämmen des Waldes verschwinden sah — es lautete nicht anders als: Ihr seid doch alle gute Thiere, wenn man euch nur zu behandeln weiß! Als ich hier ankam, hatte dieser geschmacklose und leichtsinnige Mensch die beste Lust, seiner kleinen Frau untreu zu werden und seiner abgeschmackten Cousine auf Tod und Leben den Hof zu machen. Und jetzt rennt er durch Regen und Wetter wie ein Besessener, um Leonie's tête-à-tête mit einem andern nur für zehn Minuten zu verlängern!

Die kleine Frau hatte darin allerdings recht; dieses anscheinende Meisterstück war ihr gelungen; aber sie hatte darum doch nicht Ursache, sehr eitel darauf zu sein: das Mittel, es zu Stande zu bringen, hatte sehr nahe gelegen.

Das nämlich, was das Ehepaar von Epaville sich zunächst gestehen mußte, nachdem es vom Herzog halbwegs zu Gnaden aufgenommen worden war, konnte nichts anderes sein, als daß der gnädigste Oheim noch immer weit davon entfernt sei, in Antoine wie ehemals seinen Erben und Nachfolger zu erblicken. Der gnädigste Oheim zeigte sich zum Verzweifeln fremd, kalt, ja eisig gegen den Neffen. Gegen die kleine graziöse Nichte war er freilich die Höflichkeit selbst. Aber vergebens hatte sie einige male versucht, indem sie alle Künste ihrer Anmuth spielen ließ und ihn mit ihrer verführerischen Weiblichkeit umwob, ihm ein mildes und beruhigendes Wort über Antoine und dessen Zukunft abzugewinnen.

Er hatte offenbar fest beschlossen, Leonie zu seiner Nachfolgerin zu machen. Ob das ohne Schwierigkeit anging, oder ob es vielleicht in der Art und Weise geschehen mußte, daß Leonie's

künftiger Gatte mit dem Herzogthum Emsa-Ravenstein vom Kaiser belehnt wurde, darüber machte sich das Ehepaar nicht viel Kopfzerbrechens. Antoine war nicht der Mann dazu, sich in Fragen des deutschen Reichs- und Staatsrechts einzulassen. Aber er kannte die Welt hinreichend, um zu wissen, daß am Ende alles angehe — wenn man's nur zu machen versteht, und ebenso gut wußte er, daß er kein Recht geltend zu machen habe. Und die Gnade, die war verscherzt!

Um den Oheim also von seinem Plane abwendig zu machen, blieb nur Ein Mittel. Es war das, Leonie zu verführen, eine Ehe einzugehen, wie Graf Antoine sie eingegangen war, eine ganz vollständig und eclatant unstandesmäßige Ehe!

Es war nun dem weiblichen Scharfsinn der Gräfin bereits in den allerersten Tagen ihrer Anwesenheit auf dem Schlosse des Fürsten von Emsa-Ravenstein klar geworden, daß Paul Bronckhorst an Leonie von Anglure sein Herz verloren habe und daß Leonie von Anglure dieser Flamme sich mit einer so leichtsinnigen Verachtung der Gefahr aussetze, daß auch sie eines schönen Tages unausbleiblich von derselben ergriffen werden mußte.

Es war ihr ebenfalls nicht entgangen, daß Clemens von Schlettendorf der Prinzessin mit einer gewissen siegessichern Zuversichtlichkeit den Hof mache.

Aber Clemens von Schlettendorf, wenn er auch kein Prinz war, blieb immerhin mit seinem Reichthum, mit der eigenthümlichen Lage seiner Hauptbesitzungen inmitten des fürstlichen Gebiets ein Freier, mit welchem der Herzog von Anglure sich aussöhnen konnte. Pour perdre Léonie — um Leonie zu verderben, wie das gräfliche Paar sich ausdrückte, war er nicht der rechte Mann; und so war der Operationsplan dieses gräflichen Paares denn bald bestimmt und festgesetzt.

Es galt, Clemens von Schlettendorf auf alle mögliche Weise

fern zu halten und Paul auf alle mögliche Weise heranzuziehen und in der Nähe der Prinzessin festzuhalten.

Beides war nicht schwer auszuführen, und bis heute war es vortrefflich gelungen. Es kam jetzt nur noch darauf an, die Sache zu Ende zu bringen, Paul und Leonie zu Erklärungen und zu Entschlüssen zu verleiten und Dinge herbeizuführen, in deren stiller Ausmalung die blühende Phantasie der kleinen Provenzalin sich behaglich und innig vergnügt erging. Eine heimliche kleine Trauung in der nächtlichen, ganz schwach erleuchteten Klosterkirche, die man ja mitsammt den guten Mönchen so bequem in der Nähe hatte — eine klug überlegte und schlau ausgeführte, höchst romanhafte Flucht des Pärchens, nebst manchen andern derartigen amusanten Romanscenen — das stand alles schon vorbereitet in der Einbildungskraft von Madame Henriette, welche aus Rührung dabei ihre feinen schwarzen Wimpern ordentlich naß werden fühlte. Wenn aber aus allem dem noch der kleine Nebenvortheil für Madame Henriette hervorgehen mußte, daß ihr Antoine darauf verzichtete, Leonie für sich den Hof zu machen — so war auch das von ihr wohl überlegt und vorausgesehen. Es war so ein kleiner Nebenprofit ihrer Schlauheit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Gespräche unter vier Augen.

Es ist ein eigenthümlich Ding um den Regen. Wasser ist bekanntlich ein Stoff von der vollendetsten Unschuld. Es ist die wahre „Milch der frommen Denkungsart", was sich am schlagendsten an den unglücklichen Gästen einer Wasserheilanstalt erweist, die unter allen „friedlichen Gemeinden" die lammfrommste, lenkbarste und kindlichste darstellen. Es ist auch nicht in millionenfachster Verdünnung irgendein berauschender Stoff im Wasser vorhanden.

Das alles aber gilt nur von dem Wasser, welches man trinkt. Anders ist es, wenn dieses Wasser vom Himmel tropfenweise über euch ausgeschüttet wird; wenn ihr auf einem Spaziergange, einer Landpartie zu Fuß, zu Pferde oder im offenen Jagdwagen mit dem unerwarteten Genuß eines mäßigen Regens überrascht werdet. Alsdann ist Wasser berauschend. Ihr sputet euch, ihr rennt, ihr lacht über das Ungemach und noch mehr über die komische Figur, welche eure Begleiter machen, indem sie sich durch allerlei sinnreiche Schutzmittel vor der unwillkommenen Form, worin sich die Flüssigkeit ihnen aufnöthigt, zu schützen suchen. Ihr seid endlich unter Dach und Fach gelangt; ihr wechselt die

Kleider, ihr streckt euch behaglich vor einem hübschen, gelind erwärmenden Feuer aus — und nun, wahrhaftig, verspürt ihr, daß die Regentropfen eine höchst angenehme kleine Trunkenheit in euch hervorgerufen haben. Euer Gesicht glüht roth von einer gelinden Aufregung, die über euch gekommen ist; ihr seid sehr unternehmend gelaunt, gesprächig, zu jedem guten Scherze aufgelegt, und es gibt keine Stunde, worin ihr mehr geneigt wäret, eine gefährliche Wette zu schließen, einem Freunde für das kommende Frühjahr ganz zuverlässig eure Begleitung auf einer Reise durch Südfrankreich, Spanien, Portugal und Marokko zuzusagen, oder gar einer Dame höchst verwegen verfängliche Versicherungen zu machen!

Ein solcher kleiner Regentropfenrausch war es sicherlich auch nur, der über einige Mitglieder unserer Gesellschaft gekommen, als sie nach einer guten halben Stunde in einem sehr eleganten Salon um ein heiter flackerndes Kaminfeuer versammelt saß, und ganz gewiß waren die Blicke, welche Graf Antoine und Madame Henriette wechselten, um einander auf Paul's und Leonie's eigenthümlich aufgeregte und ausgelassene Stimmung aufmerksam zu machen, ganz überflüssiger- und grundloserweise so voll spöttischer und moquanter, aber höchst vergnügter Bosheit. Graf Antoine und Gemahlin mußten sehr wenig die von uns auseinandergesetzte Wirkung eines Regenschauers auf die Theilnehmer einer Landpartie beobachtet haben, wenn sie daraus Schlüsse zogen, welche für Madame Henriettens noch ungeschriebenen Roman eine beschleunigte Entwickelung verhießen.

Aber verschweigen dürfen wir freilich nicht, daß Paul's Wangen stärker geröthet und die Leonie's von einem doppelt höhern Incarnat als gewöhnlich waren; und allerdings glänzten Leonie's schöne braune Augen wie vom Feuer eines großen innern Glücks, und Paul's Augen, diese durch ihren steten und

immer sich gleichen Glanz auffallenden mächtigen Seelenlichter, schienen heute zeigen zu wollen, daß es auch für sie Momente gebe, wo sich ein höheres und stärkeres Feuer in ihnen entzünde.

Paul wurde aufgefordert, zu erzählen, Geschichten, wie er sie vorhin im Walde begonnen; er that es bereitwillig, in humoristischer Weise, über welche Madame Henriette zuweilen laut auflachte, oft viel mehr, als für einen Menschen, der keinen Grund zu einer ausnahmsweisen Heiterkeit hat, Verlassung da war; während Leonie an Paul's Lippen hing, aber nicht unterlassen konnte, ihn hundertmal mit ihren Einfällen zu unterbrechen oder ihn alle Augenblicke mit seiner Aussprache eines französischen Wortes zu necken.

Es war wahrhaft rührend anzusehen, wie harmlos Mademoiselle de la Croix zwischen den zwei Paaren im Kreise saß, ohne nur die allerleiseste Ahnung von dem zu haben, was zwischen diesen Paaren hin- uud herspielte, was sie innerlich bewegte.

Madame Henriette stand endlich auf und schwebte einem Fenster am entgegengesetzten Ende des Salons zu, wie um nach dem Wetter zu schauen. Graf Antoine fand sich nach einer Weile neben ihr ein, und die Gräfin flüsterte schelmisch ihrem Gemahl zu:

Lobst du mich jetzt?

Wie immer, kleine Schlange! antwortete er, zärtlich den Arm um sie schlingend.

Jetzt aber ist meine Rolle zu Ende und die deine beginnt, fuhr sie im Flüstern fort. Eingefädelt ist genug, nun gilt's, den Knoten zu schürzen, und dazu ist deine Männerhand nöthig — er wird dann fester!

Ganz richtig, Schlängelchen, welches so gut einzufädeln ver-

steht, antwortete Graf Antoine — jetzt aber pst! — Leonie blickt nach uns um.

Beide kehrten zu dem Kreise am Kamine zurück, aber ihr Aufstehen hatte die gemüthliche Ruhe der Unterhaltung gestört; Leonie horchte nicht mehr wie vorher den Worten Pauls; sie schien argwöhnisch zu beobachten, was das gräfliche Ehepaar sich zu sagen und zu winken habe. Nahm sie einen Blick des Einverständnisses wahr, in welchem sie eine feindselige oder nur moquante Bedeutung gegen sich ahnte? — genug, sie stand plötzlich auf und zog sich unter dem Vorwande, daß sie müde sei, mit ihrer de la Croix zurück, ohne sich dabei von Madame Henriette, wie sie doch sonst immer that, mit einem freundlichen Kopfnicken oder einem: Auf Wiedersehen! zu verabschieden.

Auch Paul ließ in vergeblicher Hoffnung, daß einer ihrer Blicke ihn streifen werde, seine Augen ihrer schönen, stolzen und elastischen Schrittes dahinschwebenden Gestalt folgen, bis ihr Ehrenfräulein hinter ihr die Thür geschlossen hatte.

Madame Henriette d'Epaville entfernte sich jetzt auch in ihre Wohngemächer; Paul wollte ebenfalls gehen, als Graf Antoine die Hand auf seine Schulter legte und ihm sagte: Setzen wir uns noch ein wenig an dieses behagliche Feuer, das den doppelten Vortheil hat, zu wärmen und uns zu erlauben, eine kleine Contrebande einzuschmuggeln, die sonst in diesen Räumen scharf verpönt ist. Und bei diesen Worten zog er ein elegantes Etui hervor, aus dem er Paul eine spanische Cigarre anbot.

Paul lehnte sie ab. Es ist zu gefährlich, sagte er, hier im Salon der Damen. Die Prinzessin wird Ihnen eine Strafpredigt halten.

Ah bah! der Kaminzug führt allen Rauch fort, entgegnete Antoine, und begann aufs gewissenloseste, sich in eine Rauchwolke zu hüllen. Nun sagen Sie mir, fuhr er dann lächelnd

fort, wie haben Sie sich mit Leonie zusammen in Ihrer kleinen Dido-Höhle vertragen, mein frommer Freund Aeneas?

Paul wurde purpurroth und antwortete in beinahe gereiztem Tone: Was das für Ausdrücke sind, Graf Antoine! Prinzessin Leonie würde Ihnen besser darauf antworten als ich; denn sie versteht es, schlechte Späße so zurückzugeben, daß man sie nicht wieder wagt.

Prinzessin Leonie gegenüber würde ich sie nicht gebraucht haben, diese Ausdrücke, denn sie würde mir ohne allen Zweifel dafür einen Matrosen, Seebären oder ein Meerkalb an den Kopf geworfen haben, fiel Graf Antoine ein. — Aber wissen Sie, daß Sie in sehr naiver Weise Ihre Gefühle verrathen, indem Sie sofort meine edle Cousine Leonie herbeiziehen als Ihre natürliche Bundesgenossin?

Sie behaupten, daß ich meine Gefühle verrathe? ... welche Gefühle hätte ich zu verbergen oder zu verrathen? Ich verstehe Sie in der That nicht, Graf Antoine.

Der Graf schwieg eine Weile. Dann sagte er: Weshalb sind Sie so wenig aufrichtig gegen mich? Sie wissen, daß ich Ihr Freund bin. Sie kennen meine Ansichten, meine Grundsätze. Ich bin der Gatte von Mademoiselle Henriette Vaubeyessard, Tochter eines Colonialwaarenhändlers und Rheders in Marseille; das allein kann hinreichen, Ihnen zu zeigen, daß ich keine Vorurtheile habe. Also — habe ich nicht recht, daß ich Ihnen Mangel an Vertrauen vorwerfe?

Ich weiß nicht, was ich Ihnen vertrauen sollte!

Daß Sie Leonie lieben. Daß Sie ihr heute eine Erklärung gemacht haben. Daß Leonie diese wol nicht geradezu angenommen — dazu besitzt meine durchlauchtige Cousine zu großen jungfräulichen Stolz —, aber doch in einer Weise angehört hat, welche Ihnen sehr günstig erscheinen muß. Sie hat sich wenig-

stens, wenn ich recht gesehen, dadurch nicht in ihrer guten Laune stören lassen, sondern im Gegentheile ihre gewöhnliche gute Laune um ein ganz Beträchtliches gesteigert gezeigt. Habe ich recht oder nicht?

Paul blieb eine Zeit lang stumm, indem er seine Betroffenheit dadurch zu verbergen suchte, daß er sich an den Scheiten des Kaminfeuers zu schaffen machte.

Vorausgesetzt, antwortete er dann, alles das, was Sie da sagen, Graf Antoine, wäre kein Hirngespinst oder eine Neckerei, sondern die Wahrheit, so würde es doch sehr thöricht sein, Sie dabei ins Vertrauen zu ziehen.

Weshalb?

Paul gab keine Antwort.

Solange Sie mir das nicht erklären, fuhr Antoine fort, muß ich es für eine Beleidigung halten.

Nun, nehmen Sie an, entgegnete Paul, ich hätte damit blos sagen wollen, daß ich jedenfalls voraussetzen müßte, Sie gehören dem herzoglichen Hause und den Interessen desselben doch näher an als einem Bekanntem, wie ich Ihnen sein kann!

Nun wohl, diese Erklärung will ich gelten lassen. Wenn nun aber ihre Voraussetzung falsch wäre? Wenn ich in Ihnen gerade einen künftigen Vertreter der herzoglichen Interessen sähe, unendlich besser, mächtiger, wünschenswerther, als es irgendein verwöhnter, arbeitsscheuer, schlaffer Prinz der Christenheit sein würde? Sie blicken mich erstaunt an? Aber ich sage Ihnen in allem Ernst, mein Freund, mir ist es gar recht, wenn Sie sich bis zu der Ehre durcharbeiten, mein Vetter zu werden!

Ich danke Ihnen herzlich für diese gute Meinung von mir, Graf Antoine; aber Sie fassen die Sache sehr materiell und prosaisch an.

In diese Auffassung haben Sie mich soeben selbst hineingeleitet.

Ich that unrecht daran. Ich will Ihnen jetzt auch gern gestehen, daß Prinzessin Leonie einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, daß ich sie verehre, wie man nur eine Sterbliche verehren kann. Aber darf ein junger Mann, solange er eben jung ist, sich nicht einem solchen Gefühle wie einem schönen Traume hingeben, bis über kurz oder lang die Stunde des Erwachens kommt und alle Schwärmereien dieses Traumes in Rauch auflöst? Und hieße es nicht, ihm den größten Freundesdienst leisten, wenn man den Schleier unangetastet läßt, den er über sein poetisches Geheimniß für die ganze Welt ausgebreitet wähnt?

Sehr schön gesagt, mein vortrefflichster Freund; aber es ist sehr wenig schmeichelhaft für mich, daß Sie mir da zumuthen, ich solle glauben, ein Mann von Ihrem Charakter, ihrer thatkräftigen Entschlossenheit begnüge sich damit, ein Mädchen in poetisch-idealer Schwärmerei ganz aus der Ferne vergötternd zu bewundern!

Weshalb nicht?

Machen Sie das einem deutschen Poeten weiß, mir nicht.

Und doch ist es so!

Dann wird es nicht lange so bleiben, mein theurer Monsieur Paul, glauben Sie mir das!

Ich glaube Ihnen erwidern zu dürfen, daß Sie darüber nicht urtheilen können.

Etwa weil ich kein deutscher Poet bin?

Weil Sie viel zu sehr Roué sind.

Schönen Dank; aber weil ich Roué bin, wie Sie sich auszudrücken belieben, kenne ich auch die Frauen besser als Sie. Und deshalb sage ich Ihnen — Ihre poetische stille Vergötterung aus der Ferne würde meiner gnädigsten Cousine auf die Dauer nicht behagen, und sie selbst würde Ihnen durch diesen rühren-

den Cultus fahren! Ja, ja, glauben Sie mir, sie würde höchst störend darin eingreifen und diesem Platonismus sehr bald einen andern Charakter geben.

Paul waren alle diese Aeußerungen des Grafen Epaville unaussprechlich unangenehm. Sie schnitten ihm durch die Seele; sie tasteten roh bis auf die tiefsten und zartesten Fasern seines Herzens hinab. Sie schienen ihm wie ebenso viele Entheiligungen des Höchsten und Edelsten, was in seiner Brust wie ein heiliges Feuer flammte.

Er schwieg deshalb, in der Hoffnung, daß Antoine das Gespräch endlich fallen lassen werde. Aber Graf Antoine schien dazu keineswegs geneigt.

Hören Sie mich an, fuhr er nach einer Weile fort, nehmen Sie meinen Rath an. Lenken Sie die ganze Angelegenheit auf den einfach natürlichen Weg. Versichern Sie sich ganz und völlig der Neigung Leonie's. Suchen Sie ihren ganzen Sinn gefangen zu nehmen; streben Sie danach, sie mit unauflöslichen Banden an sich zu ketten. Und dann, Freund Paul, ist das Wesentlichste erreicht. Sie haben sich dann nur noch eine Stellung in der Welt zu erringen, welche Ihnen erlaubt, offen um die Hand einer Prinzessin zu werben. Ist das schwer heutiges Tages, wo alle alten Verhältnisse aus den Fugen gerückt, wo die alten Vorurtheile geschwunden uud allen Fähigkeiten und Intelligenzen offene Bahnen gegeben sind? Sehen Sie doch, was in Frankreich sich gestaltet. Wenden Sie sich dorthin. Meine Verbindungen in Paris machen es mir leicht, wenn Sie es wollen, Sie auf die unterste Staffel einer Leiter zu stellen, auf der es nur von Ihnen abhängt, so hoch zu steigen, daß Sie auf solch ein kleines deutsches Fürstenthum stolz herabschauen können. Weshalb wollten Sie nicht dort Dienste nehmen? Der erste

Consul ist nicht der Mann, um Leute, wie Sie, zu übersehen, wenn sie einmal in seine Nähe gekommen sind!

Weshalb halten Sie mir diese chimärischen Hoffnungen vor, Graf Antoine? versetzte Paul nach einer Pause. Haben Sie Ursache, mich von hier fortzuwünschen?

Ich sinne darüber nach, was ich thun kann, damit Sie am raschesten zu einem Paar Generalsepauletten oder einem Gesandtenposten gelangen, versetzte Graf Epaville, und zum Danke dafür sagen Sie mir Beleidigungen! Nun, mit einem Verliebten darf man nicht rechten! Adieu, Monsieur Paul. Ich werde dieses Kapitel jetzt — davon können Sie sich versichert halten — nicht wieder berühren, bis Sie selbst, überzeugt von meiner aufrichtigen Theilnahme und Freundschaft, wieder davon beginnen!

Damit warf der Graf von Epaville den Rest seiner Cigarre ins Feuer und verließ den Salon.

Es war Paul, als ob ihm beim Verschwinden des Grafen ein Stein vom Herzen falle; er athmete tief auf von der Folter, welche die letzte Viertelstunde für ihn gehabt hatte. Aber als er nun nachsann über das, was Graf Antoine d'Epaville ihm gesagt — wer will es nicht verzeihlich finden, daß da nach und nach ein eigenthümlicher Rausch sich seiner Seele bemächtigte, daß frohe und glänzende Hoffnungen vor ihm aufstiegen — daß plötzlich eine Zukunft lachend vor ihm dalag, in deren Ferne er muthige und kühne Blicke sandte, während er noch vor kurzem gar nicht gewagt hatte, an seine Zukunft zu denken, und sein ganzes Gefühlsleben, alle seine Gedanken sich mit etwas wie einem beklommenen Eifer an den Augenblick, an das Glück der Gegenwart geklammert hatten?

Ueberlassen wir ihn diesem Gefühle, dem innern Seelenjubel, zu dem für eine kurze Zeit unter dem Einflusse eines Sonnen-

blicks des Glücks alle seine Empfindungen aufblühten — lassen wir ihn den Verheißungen lauschen, welche in leuchtenden Gestaltungen, wie glänzende Wolkenphantasmagorien am Horizont eines morgenden Himmels, am Horizont seiner Zukunft aufstiegen. Das eben mußte bei einer Natur, wie die Paul's war, ihm den Traum, in welchen man ihn gewiegt hatte, so berauschend machen, daß man ihm nicht ein Glück verhieß, welches ihm ohne sein Zuthun, wie ein Himmelsgeschenk, in den Schos geworfen werden sollte, sondern ein Glück, das er selbst sich männlich erkämpfen, daß er seinem Verdienste und seinen Anstrengungen zu verdanken haben sollte. Der Charakter Paul Bronckhorst's war nicht weich und schwärmerisch genug, um gerade darin eine Seligkeit zu finden, wenn er der Liebe und nur der Liebe alles hätte verdanken müssen; er konnte nicht in dem Rausche weich gestimmterer Seelen schwimmen, welche gerade darum das Glück als ein doppeltes fühlen, weil sie es nur von dem geliebten Gegenstande empfangen haben, nur ihm allein verdanken.

Auf der andern Seite war die Leidenschaft mächtig genug über Paul, um in diesem klaren und kräftigen, die Dinge und die Menschen sonst so kühlen und richtigen Blicks abwägenden Charakter eine gewisse Umwandlung zu bewerkstelligen. Eine Umwandlung insofern, als er heute nicht mehr die Aussichten, welche ihm der Graf von Epaville eröffnete, kalten Blutes zu prüfen und nach ihrem Werthe zu beurtheilen vermochte. Diese Aussichten erschienen ihm viel gesicherter und leichter zu verwirklichen, als sie es waren. Aber freilich lebte man in der That in einem Zeitraume, in welchem so große und unerhörte Glücksveränderungen im Leben der einzelnen vorkamen, daß dem Muthigen nichts mehr unerreichbar scheinen konnte. Was den

Einfluß des Grafen Antoine anging, so sprach nichts dawider, daß er nicht hinreichen sollte, Paul einen Posten im französischen Dienste zu verschaffen, etwa im auswärtigen Ministerium für die deutschen Angelegenheiten, wo er dann eine diplomatische Laufbahn machen konnte, wie so manche deutsche Männer jener Zeit es gethan; oder auch, wenn es sein mußte, im französischen Heere, das zahlreiche deutsche Namen zählte.

Und Paul's Vaterlandsliebe, sein deutsches Herz, sein Gefühl für das Heilige Römische Reich deutscher Nation, dessen Erbfeind ja Frankreich geworden, seitdem der Türke diese Rolle in der europäischen Geschichte niedergelegt — wie redeten sie in dieser Angelegenheit in unsers Freundes Brust?

Wir müssen es zu seiner Schande gestehen, sie redeten gar nicht! Das Heilige Römische Reich deutscher Nation hatte sich so sehr selbst verlassen, daß es kein Wunder war, wenn seine Kinder es verließen. Das patriotische Gefühl Paul's hatte sich zunächst beziehen müssen auf das eigene engere Vaterland. Mit Deutschlands, mit des Reichs Genehmigung, ja, in einer Versammlung von Vertretern und Abgeordneten des Reichs selbst, hatte man dieses „engere Vaterland“ in Stücke zerschnitten und den Fremden überantwortet. Wo sollte da der von den kosmopolitischen Ideen der Zeit ohnehin untergrabene Patriotismus noch Herberge finden? Wem es zu verzeihen war, daß er einem fremden Fürstenhause, welches sich in seinem Vaterlande eingenistet hatte, diente, dem war es auch nicht übel zu nehmen, daß er ganz in die Fremde ging, dort zu dienen. Und besonders dann nicht, wenn dieser Mann ein Verliebter war, den der Drang, sich sein Glück zu erobern, in die Weite, die Fremde führte.

Dazu haben wir früher gesehen, wie Paul über sein Verhältniß zu den Bildungen und Thatsachen, zu den Banden der Ge-

schichte dachte: wie er sich losgebunden fühlte von den Fesseln, welche die voraufgegangenen Geschlechter, die Erinnerungen an sie, die Pietät für sie, um die nachfolgenden legen. Er fühlte sich ohne Wurzeln in irgendeinem bestimmten Boden. Er hatte wol eine Heimat, aber kein Vaterhaus in derselben. Er mußte sich ein solches selbst erbauen oder ein bereits erbautes sich erkämpfen. Und indem er nun davon träumte, sich ein stattlichstes, glänzendstes vor vielen zu erkämpfen, war es natürlich, daß er sich dem Gedanken an ein Land dahingab, wo der Mann mehr als irgendwo in jener Zeit und noch heute der Sohn seiner Thaten ist.

Frankreich hat immer dem Tapfern den Ritterschlag verliehen. In Deutschland beruht der Adel auf dem Blute, in England auf dem Besitze, in Frankreich auf der That. Dies ist zugleich die Scala, auf welcher das ganze Institut in immer größere Harmonie mit der Idee tritt. In Frankreich also durfte Paul hoffen, einen Adel zu erkämpfen, der ihn berechtigte, seine Hand nach der Hand eines Fürstenkindes auszustrecken. Daß auf der Stirn dieses Fürstenkindes ein Diadem ruhe, welches die Anwartschaft auf ein Herzogthum gab, daran dachte er nicht; es handelte sich für ihn nicht darum! Er hätte in diesem Augenblicke mit tiefster Ruhe der Seele und völliger Unbefangenheit, wenn sein Gebieter es befohlen, eine Urkunde entworfen, worin der Herzog seinen Neffen Antoine zu seinem alleinigen Erben und Nachfolger in der Regierung des Fürstenthums Emsa-Ravenstein ernannt hätte.

Das beabsichtigte nun freilich Herzog Gaston I. keineswegs; mit dem Gedanken an den Nachfolger in seinem Fürstenthum waren Se. Durchlaucht aber allerdings in diesem selben Augenblicke ernstlich beschäftigt. Und zwar nicht ohne dringende Veranlassung.

Der Herzog hatte nämlich, während Graf Antoine und Paul Bronckhorst sich im Salon der Damen befanden, in seinem Wohnzimmer einen Besuch erhalten, der sich in den letztern Monaten auffallend seltener gemacht, der aber jetzt durch die Länge der Zeit, welche er mit Sr. Durchlaucht in geheimer Zwiesprache blieb, wieder gutmachen zu wollen schien, was er an häufiger Aufwartung bei seinem fürstlichen Gebieter versäumt hatte. Es war der Baron Schlettendorf.

Wir finden die Herren mitten in ihrer Unterredung.

Schlettendorf stand mit dem Rücken an den Sims des Kamins gelehnt, in welchem auch im Gemache des Herzogs ein freundliches Feuer flammte, um die kühle Herbstluft zu vertreiben.

Der Herzog saß in einem der Flamme nahe gerückten Fauteuil, angethan mit seinem Schlafrock von violettem Sammt mit den goldenen Gürtelschnüren.

Er sah ein wenig niedergeschlagen aus, Monseigneur Gaston du Merle de Blanc-Buisson, Herzog von Anglure, Fürst von Emsa-Ravenstein und Graf von Epaville; er blickte in die knisternde Lohe mit einem Gesichte, auf welchem die gutmüthigen Züge des Lebemanns eine gewisse energielose Schlaffheit bekommen hatten, die am deutlichsten wahrnehmbar in den hängenden Wangen hervortrat.

Anders Baron Schlettendorf, der sich heute herausgenommen hatte, in seinem gewöhnlichen Reitcostüm mit den gelben Klappenstiefeln seinem Landesherrn seine Aufwartung zu machen. Er blickte desto energischer drein; sein großes Kinn fuhr stolz in der weitvorstehenden Halsbinde hin und her; seine weit offenen runden Augen sahen unter ihren dichten Brauen weg auf seinen Gebieter so fest und beinahe drohend herab, daß man fürchten konnte, sie würden im nächsten Augenblick zu kreisen beginnen, wie die Räder eines Vernichtung drohenden alten Kriegswagens. Und

so schienen die Rollen zwischen Fürst und Unterthan, Lehnherr und Vasall heute vollständig vertauscht — nichtsdestoweniger aber sprach der Baron mit der mildesten Stimme, mit dem Tone der unterwürfigsten Höflichkeit, worein sich nur von Zeit zu Zeit ein Anflug von leiser Ironie mischte, zu seinem melancholischen Souverän.

Gewiß würde ich anders gehandelt haben, hätte ich Ew. Durchlaucht Lage gekannt, sagte er; aber der Geheime Cabinetssecretär Bronckhorst wies mein Anerbieten, meine flüssig gewordenen Fonds Ew. Durchlaucht zur Disposition zu stellen, damals höchst entschieden zurück. Ich kaufte darauf die Wechsel, welche mir das Haus La Boulaye und Dejaunic anbot, als eine vortreffliche vorläufige Anlage der Kapitalien, mit denen ich belästigt war. Wechsel Ew. Durchlaucht waren für mich natürlich so gut und sicher wie die Englische Bank. Nun bietet sich mir die Gelegenheit, die Herrschaft Steinbrück anzukaufen; sie hat den doppelten Werth der geforderten Kaufsumme; dazu kommt, daß sie früher bereits lange Jahre im Besitz meiner Vorfahren war; es ist natürlich, daß ich deshalb den Handel zu machen fest entschlossen bin, wenn es mich auch in die höchst unangenehme und äußerst schmerzliche Nothwendigkeit versetzt, Ew. Durchlaucht nunmehr um die sofortige baare Bezahlung der Wechsel drängen zu müssen.

Und von mir verlangen Sie noch wol obendrein, daß ich Sie bemitleide wegen dieser Ihrer schmerzlichen Lage! sagte der Herzog achselzuckend und ironisch.

Sie thun mir unrecht, Monseigneur. Von Ihnen verlange ich nichts als . . .

Geld! fiel der Herzog ein — und dabei stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Heute nur eine bestimmte Zusage über die Art und den Zeitpunkt, wann Ew. Durchlaucht geruhen werden . . .

Als ob ich sie Ihnen geben könnte! Mein Generalinspector Bouquet hat meine Vollmacht, die Summen, deren Auszahlung Sie verlangen, aufzutreiben . . .

Ohne es zu Stande zu bringen!

Was ist nun aber zu machen?

Darüber, wünsch' ich, möchten Monseigneur beschließen . . .

Ach, Baron, Sie quälen mich — unter uns gesagt, ich wollte, Sie wären . . .

Wo der Pfeffer wächst, Monseigneur; ich weiß, fiel Baron Schlettendorf mit einem wahrhaft herablassenden Lächeln ein.

Ein Lächeln, aber ein trübes, zog auch um die Lippen des Herzogs.

Ich will Ihnen selbst eine Vollmacht ausstellen, auf meinen Namen, unter allen Bedingungen das Geld zu negociiren — Sie müssen am besten hier im Lande Mittel und Wege kennen!

Und doch kenne ich keinen Weg, Ihnen die betreffende Summe zu verschaffen. Wenn Ew. Durchlaucht jedoch mir ein solches Vertrauen schenken, so darf ich auch wol hoffen, daß Sie es mir zu Gnaden halten, wenn ich Sie um eine andere Vollmacht bitte, nämlich um die, frei und ohne Rückhalt meine Gedanken auszusprechen.

Thun Sie das, ich bitte Sie darum, Baron!

Auch auf die Gefahr hin, daß Sie mich etwas sehr deutsch, das heißt mit mehr offener Aufrichtigkeit als Talent für Diplomatie begabt finden?

Reden Sie immerhin!

Sie können in dieser Unmöglichkeit, hier selbst bei einem so bevorzugten Besitze, wie ein souveränes Fürstenthum es ist, Credit zu finden, nicht den Beweis verkennen, für wie unbefestigt

und unverbürgt Ihre Stellung und Ihre Verhältnisse in diesem Lande bisjetzt noch gehalten werden ...

Der Herzog warf bei diesen Worten Schlettendorf's demselben einen ganz eigenthümlichen Blick zu, als ob er ihm sagen wolle: Du misbrauchst die Erlaubniß, welche ich dir gab! und als ob er doch nicht den Muth habe, darüber zu zürnen, sondern sich resignirt ergebe.

Es käme also, fuhr Schlettendorf fort, alles für Ew. Durchlaucht darauf an, Ihre Stellung zu befestigen, indem Sie dieselbe in Zusammenhang mit Verhältnissen brächten, welche längst ihre mächtigen Wurzeln in diesem Boden geschlagen haben. Noch wünschenswerther wäre es, wenn Sie dadurch zugleich eine höchst ansehnliche Verstärkung, ja eine großartige Abrundung Ihres Privatbesitzes erreichen könnten. Dieser Privatbesitz ist es nämlich, der bei allen Ihren Berechnungen in den Vordergrund treten muß, weil er dasjenige ist, was Ihnen unter allen Umständen als Basis für den Glanz Ihres erlauchten Hauses bleiben wird, wenn auch politische Ereignisse und große Veränderungen in der Stellung der tonangebenden Mächte zueinander den Bestand der kleinen neugeschaffenen Staaten bedrohen. Denn wie so viele derartige Staaten jenseit des Rhein bereits zu Grunde gegangen sind, ebenso können auch diesseits ...

O, mein Herr Baron, fuhr hier der Herzog dazwischen, der natürlich an die Voraussagungen dachte, welche ihm Paul über Schlettendorf's Absichten gemacht hatte, und deshalb sehr wohl wußte, wohin diese feierliche politische Rede zielen sollte — o, mein Herr Baron, beendigen Sie diesen Satz nicht, — ich weiß, er wird in eine Anfrage auslaufen, auf die ich Ihnen keine Antwort geben kann, welche uns über unsere Schwierigkeiten hinweghilft.

Und das bemerken Monseigneur mir, ehe Sie noch meine

Anfrage zu vernehmen, geschweige denn zu erwägen geruht haben?

Was ist da zu erwägen! sagte achselzuckend der Herzog.

Der Baron fixirte ihn eine Weile, wie zweifelhaft darüber, ob er beleidigt abbrechen oder fortfahren solle. Dann sagte er: Sicherlich wäre es für mich angenehmer, Durchlaucht, wenn ich dieses Thema fallen lassen könnte. Ich muß in Ihren Augen eine sehr unvortheilhafte Rolle spielen, wenn ich es nicht thue. Und dennoch thue ich es nicht. Es liegt zu klar vor meinem Blicke, was alles für Ew. Durchlaucht Haus zu gewinnen steht, als daß ich nicht als getreuer Vasall die Pflicht zu haben glaubte, zu reden — da nun einmal der Gegenstand berührt ist. Und meine Pflicht will ich erfüllen, wie falsch auch immer das Licht sein möge, in welches ich dadurch bei Ihnen gerathe. Zu meiner Pflicht gehört aber auch, daß ich nichts unterlasse, was ich zum Wohle und Besten meines alten und hochgeachteten Geschlechts thun kann, das seinem Lande Fürsten, Staatsmänner, Anführer im Kriege gegeben hat. Eine Vergrößerung der Besitzungen meiner Familie, wie sich jetzt eine Gelegenheit dazu darbietet, darf ich, ohne mich als einen ungetreuen Verwalter des Fideicommißvermögens betrachten zu müssen, nicht vorübergehen lassen. Das nöthige Kapital ist da — es ist das Ergebniß der langjährigen fleißigen und angestrengt thätigen Bewirthschaftung meines Besitzes, meiner Sparsamkeit, meiner Entsagung auf jeden Luxus, jede Lebensfreude. Ich habe zwanzig Jahre in meinen Wäldern das Leben eines Einsiedlers geführt; ich habe darauf verzichtet, eine junge Gattin an meinen verlassenen Herd heimzuführen — Weiber sind der größte Luxus, den ein Mann sich gestatten kann. Aber ich habe darüber das Leben eines Bauern geführt, nur um zu einem so großen Fonds zu gelangen. Jetzt ist der Augenblick da, der mir lohnen soll für zwanzig

Jahre der Entbehrung — können Sie verlangen, voraussetzen, Durchlaucht, daß ich den Augenblick vorübergehen lasse? Gewiß nicht; Sie werden sich mit der Güte, welche alle Ihre Unterthanen an Ihnen verehren, in meine Lage versetzen. Sie werden mir zu Gnaden halten, wenn ich meine Wechsel jetzt einkassiren will, wenn ich im Falle der Nichtzahlung beim Reichskammergericht klage und das Fürstenthum Emsa-Ravenstein unter Sequester legen lasse, — diese junge Schöpfung, in welcher alles erst im Entstehen ist und welche durch ein gerichtliches Verfahren für ewige Zeiten in einen ganz unheilbaren Wirrwarr geriethe.

Ich muß Ihnen gestehen, mein Herr Baron, versetzte der Herzog, erschrocken zu ihm aufblickend, ich finde Sie äußerst aufrichtig!

Durchlaucht, es ist meine Pflicht, so zu handeln, meine Pflicht gegen mich und gegen mein Geschlecht. Ich kann mich davon nur entbinden, wenn mir auf anderm Wege eine Entschädigung geboten wird für den Vortheil, den ich im Begriff bin, meinem Fideicommisse zuzuwenden. Eine solche Entschädigung läge für uns in der glänzenden Verbindung, welche ich Ew. Durchlaucht vorzuschlagen mir den Muth nehmen wollte; welche auf der andern Seite Ihrem Hause die unberechenbarsten Vortheile verschaffen würde; welche sofort zwischen uns alles ebnete und glättete. Aber Ew. Durchlaucht haben mir den Mund geschlossen! Dächten jedoch Monseigneur anders darüber, so würde ich meine Wechsel in dieses Kaminfeuer werfen, wie weiland Anton Fugger, der so viel reicher war als ich, die Verschreibungen Kaiser Karl's V.

Was, nebenbei gesagt, eine grenzenlose Impertinenz des geldstolzen Krämers war, die ich ihm nie verziehen hätte! murmelte der Herzog, doch vernehmlich genug, zwischen den Zähnen, wie um durch diesen Ausbruch den Aerger, den er dem Baron nicht

zeigen durfte, auf den unglücklichen alten Dukaten-Fugger abzuladen.

Ew. Durchlaucht, sprach Schlettendorf weiter, wären dann aller Sorgen mit Einem male enthoben. Ich würde im Reichsvicekanzleramt in Wien die Verleihung der Grafenwürde für meine Familie zu betreiben wissen — für Prinzessin Leonie würde die Anrede: Durchlaucht und der fürstliche Rang reservirt — und weil die Nachfolge derselben in dem Fürstenthum bestimmt ausgesprochen werden müßte — denn das wäre meine Bedingung — so würde ich auch übernehmen, für eine Entschädigung des Grafen von Epaville zu wirken.

Und wie, mein Herr Baron, würden Sie diese bewerkstelligen?

Der Baron zauderte ein wenig, ehe er diese Frage beantwortete. Dann sagte er: Vorausgesetzt, daß ich es dahin bringen könnte, ihm eine Entschädigung zuwenden zu lassen, welche die angemessenste von allen ist und den Interessen Ihres Hauses am meisten entspricht — würden Monseigneur dann meinen Antrag in günstigere Erwägung zu nehmen geruhen?

Der Herzog stieß einen tiefen Seufzer aus. Aber er fühlte sich bereits halb besiegt. Das Verlangen, eine drückende Sorge — etwas, das Gaston I. mehr alles andere auf der Welt verabscheute — loszuwerden, war zu groß in ihm. Hätte die ganze Zukunft seines Hauses auf dem Spiele gestanden, er wäre am Ende im Stande gewesen, sie „in die Schanze zu schlagen", um dieser Pein der Gegenwart gründlich los und ledig zu werden.

Nun ja, ich will ihn ja in Erwägung nehmen — in Gottes Namen! antwortete er. Am Ende ist der Abgrund, der zwischen uns liegt . . .

Nicht so tief, fiel Schlettendorf ironisch ein, nicht gar so tief, um nicht ausfüllbar zu sein, besonders in einer Zeit, welche schon gewaltigere ausgefüllt hat! Eine ebenbürtige Familie reicht

einer stiftsfähigen — Schlettendorf betonte das Wort — die Hand; über dem Allianzwappen bleibt, wenn auch kein Herzogshut, doch eine Fürstenkrone — in der That, glauben Sie, daß die Welt darüber aus den Gleisen gerathen wird?

Sie wollten sich über eine Entschädigung meines Neffen aussprechen, Baron, entgegnete, ohne sich auf diese Betrachtung einzulassen, mit einem abermaligen Seufzer der Herzog.

Nun wohl — ich kann Ihnen die Mittheilung machen, daß man in Paris zu der endlichen Ueberzeugung gekommen ist, daß trotz Talleyrand's gefälliger Erklärung Ihre Stammgüter in den Niederlanden rechtlich nicht als reichsunmittelbare Besitzungen, sondern als Güter von rein privatrechtlicher Natur zu betrachten seien.

Woher wissen Sie das?

Ich habe meine zuverlässigen Quellen.

Sie müssen mir also zurückgegeben werden! rief der Herzog aus.

Daß dieses logische Folge sei, hat man ebenfalls in Paris erkannt, bemerkte Schlettendorf lächelnd, und dennoch werden Sie sie nicht zurückerhalten!

Aber wie kann man es rechtfertigen, jemand sein Privateigenthum vorzuenthalten?

Damit, daß man sagt: Der Herr Herzog von Anglure haben statt dieser Güter bereits ein Fürstenthum in Deutschland erhalten. Dasselbe ist durch internationale Verträge und nicht zu widerrufende Reichsbeschlüsse sein eigen geworden. Niemand kann es ihm wieder nehmen. Ihm die alten Güter aber, wofür er auf diese Weise entschädigt ist, nun auch noch zurückstellen, das hieße ihn mit einem Geschenke beglücken, zu welchem gar keine Veranlassung vorliegt!

Aber was will man denn mit meinem Eigenthum in den Niederlanden beginnen?

Das Ministerium Talleyrand's betrachtet das als eine offene Frage. Bis heute weiß man es selbst noch nicht, hat darüber nichts entschieden.

Und Sie glauben nun . . . ?

Daß ich im Stande bin, dieses Ministerium zu dem Entschlusse zu bewegen, die Güter Ihrem von der Nachfolge in Emsa-Ravenstein ausgeschlossenen Neffen und männlichen Erben, dem Stammhalter des Hauses Anglure zu übertragen.

Das wollen Sie bewirken, Schlettendorf?

Ich hoffe, es zu können.

Aber auf welchem Wege?

Geruhen Monseigneur, das mein Geheimniß sein zu lassen!

Ach Gott ja, rief der Herzog aus. — Sie sind ein glücklicher Mensch! — Sie können zwanzig Jahre wie ein Bauer leben, und am Ende dieser zwanzig Jahre haben Sie — Geld!

Der Herzog war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Gemache auf und ab.

Glauben Sie, sagte er dann, daß unsere Kinder glücklich zusammen werden können?

Wenn mir nicht schiene, daß hier viele Bedingungen des Glücks zusammenträfen, würde ich nicht so viel gewagt haben, Monseigneur. Die Aufgabe, welche ich am heutigen Tage hier gelöst, so gut ich es konnte, war für mich wahrlich keine angenehme. Nur die Rücksicht auf das Glück meines Sohns und auf das, was ich schon vorhin als meine Pflicht bezeichnete, haben mich angespornt, das Peinliche meiner Lage zu überwinden. Von Prinzessin Leonie's Auffassung der Sache jedoch ist es an Ew. Durchlaucht, sich zu vergewissern.

Baron, entgegnete der Herzog, ich will mit meiner Tochter reden. Mehr kann ich Ihnen heute nicht sagen. Begnügen Sie sich damit. Kehren Sie über einen, zwei Tage zurück. Kom-

men Sie übermorgen, mit mir zu speisen. Wir werden dann unsere Angelegenheiten auf eine oder die andere Weise zu ordnen suchen!

Der Baron verbeugte sich tief. Wie Monseigneur befehlen, sagte er.

Der Herzog reichte ihm nicht, wie wol sonst beim Abschiede, die Hand, sondern entließ ihn nur mit einem gnädigen Kopfnicken.

Draußen ging der Baron mit hastigen langen Schritten durch das Vorzimmer und eilte die Stiegen hinunter, als brenne ihm der Boden unter den Füßen in diesem Hause.

Gott wolle, sagte er dabei mit einem Ausdruck voll Zorn und Bitterkeit für sich hin, — Gott wolle, daß kein Schlettendorf jemals wieder sich zu einer Rolle hinab zu demüthigen habe, wie ich sie heute spielen mußte!

Während dann Schlettendorf sein Roß bestieg, um durch die nebelfeuchte Dämmerung heimzueilen und seinem Sohne den Ausgang der Verhandlung zu berichten, griff der Herzog von Anglure nach der Klingel, um seine Tochter herbeirufen zu lassen. Pierre trat ein.

Pierre, sagte der Herzog, melde der Prinzessin . . . ach, nein, melde dem Grafen Antoine, daß ich ihn zu sprechen verlange!

Der Herzog hatte zweien Mitgliedern seiner Familie jetzt Eröffnungen zu machen; er zog es vor, mit Antoine zu beginnen und den leichtern, den angenehmern Theil seiner Aufgabe zuerst vorzunehmen; das war sicherlich, dem Grafen von Epaville die Verheißungen mitzutheilen, die Baron Schlettendorf gemacht. Nach der Besprechung mit Leonie sehnte er sich weniger. Wer wußte, wie die letztere seine Mittheilungen aufnehmen würde! Und unangenehme Dinge hatte er heute bereits in hinreichender Menge anhören müssen!

Gaston vergaß dabei nur, daß, wenn er zuerst mit dem Grafen Antoine von Epaville sprach, ein Schritt geschehen war, der sich nicht rückgängig machen ließ; daß Graf Antoine bei der Aussicht, dadurch die alten Stammgüter zu bekommen, ganz sicherlich mit allem Eifer und aus allen Kräften sich für die Sache erklären würde; und daß in seinem, des Herzogs, eigenem Hause Schlettendorf einen Bundesgenossen erhielt, der höchst gefährlich war, wenn nun Leonie Nein! sagte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Million!

Es war am zweitfolgenden Tage. Die beiden Herren von Schlettendorf, Vater und Sohn, waren zur fürstlichen Tafel geladen. Paul bemerkte zu seiner Verwunderung, daß der Herzog gegen den ältern Herrn eine eigenthümliche Höflichkeit an den Tag legte, die allerdings etwas Gezwungenes, Widerstrebendes hatte, aber nur um desto auffallender war. Ganz ebenso auffallend war es für Paul, daß sich Graf Antoine mit Clemens Schlettendorf außerordentlich lebhaft unterhielt; die beiden jungen Männer, welche sich sonst so kühl behandelt, so fremd und kalt sich gemieden hatten, schienen heute ein ganz besonderes Wohlwollen aneinander zu finden. Sie plauderten und lachten in einem fort, das heißt, Antoine plauderte und Clemens lachte dazu.

Madame Henriette aber, das war ganz augenscheinlich, kokettirte sogar mit Clemens!

Und Leonie? Leonie war gar nicht zur Tafel erschienen. Auch gestern, während des ganzen Tages, hatte Paul sie nicht gesehen. Sie hatte Migräne und speiste auf ihrem Zimmer.

Paul beobachtete mit einer gewissen Unruhe diese Symptome einer veränderten Lage der Dinge. Es mußte etwas vorgegangen sein, was in diesen vier oder fünf Personen einen völligen Wechsel der Stimmung hervorgebracht hatte. Was konnte dies sein? Hatte der Baron vielleicht wirklich wie weiland der reiche Anton Fugger aus seinen Wechseln Fidibus gemacht und seinem gnädigsten Herrn damit die Cigarette angezündet? Schwerlich — der gute Baron war nicht der Mann dazu. War ein Abkommen zwischen Gläubiger und Schuldner getroffen? Wie hätte das zu Stande kommen können, ohne daß Monsieur Bouquet und Paul in einer so wichtigen Angelegenheit zu Rathe gezogen worden wären? Daß Schlettendorf seinen langgehegten Plan jetzt endlich urplötzlich und mit raschem Siegerschritte beim Herzoge durchgeführt, das konnte Paul nicht annehmen. Er konnte nicht anders glauben, als daß das Gewitter, welches über dem Haupte des Herzogs hing, und hinter welchem als Jupiter tonans mit der wechselbewehrten Rechten der alte Baron schwebte, zuerst lange Zeit grollen und donnern werde, bevor es zum Einschlagen kam. Er glaubte am wenigsten, daß der Herzog, dessen Gesinnungen sich ja so stark und unbeugsam in Beziehung auf die Misheirath seines Neffen mit einer Demoiselle Vaubeyessard ausgesprochen hatten, jemals von Schlettendorf umgestimmt werden könnte; er in dessen eigener Seele nichts anderes als der Plan schlummerte, die Hand Leonie's zu gewinnen, sie durch kühnes Wagen zu erobern — er hielt es für unmöglich, daß der Herzog sich Clemens von Schlettendorf, den reichen Majoratserben, würde zum Schwiegersohn aufdrängen lassen! So hatte die Leidenschaft — wir müssen das leider von unserm Freunde bekennen — die scharfe Folgerichtigkeit seines Denkens abgestumpft.

Als die Tafel aufgehoben worden, entfernte sich Paul, in

dem Gefühle, daß er überflüssig sei. Er hatte den dringenden Wunsch, Leonie zu sehen, einen freundlichen Blick aus ihren Augen zu erhalten. Darum wandelte er eine Weile auf dem Hofe unter ihren Fenstern auf und ab. Sie ließ sich nicht sehen; auch die de la Croix nicht. Unmuthig, sorgenerfüllt, ging Paul endlich zu den Ställen und ließ sich das Pferd satteln, welches ihm der Herzog für Jagd- und Spazierritte angewiesen hatte. Auf dem Rücken des guten Thieres ritt er durch Busch und Hag und fühlte alsbald seine Zuversicht zurückkehren.

Es gibt für alle Arten von Sorgen und Verstimmungen, von Leiden und Misbehagen kein besseres Mittel, als der Rücken eines muntern Pferdes ist, das euch durch Feld und Wald in Gottes freie Natur trägt. Die Luft, welche durch die Mähne des trabenden Pferdes weht, ist gesünder und heilkräftiger als die von Nizza, Florenz, Barrèges oder von sämmtlichen Inhalationsinstituten; und alle Curen der Welt, mögen nun Trauben, Wasser oder Hunger dabei eine Rolle spielen, werden übertroffen von dem einfachen Recept: täglich drei Stunden im Sattel! Es ist eine Cur, die den Vortheil einer fortwährenden Unterhaltung bietet. Das Pferd ist ein Gesellschafter, der hinreichend beschäftigt, nicht zu viel und nicht zu wenig. Es gibt euch euer Gefühl von Leben und Thätigkeit und Kraft wieder, jene Genesungszuversicht, worin schon die halbe Gesundheit liegt. Die mächtige Wirkung durch die Rückgrats- auf die Gehirnnerven macht das Reiten zu einer Panacee für jeden Kopfarbeiter. Die Lungen dehnen sich aus und die Seele durch das Bewußtsein, daß man einen größern Erdfleck bewohnt als die, welche zu Fuße gehen; daß man ein Leben lebt, welches ein paar Quadratmeilen von der Erdoberfläche einnimmt. Und was das Pferd frißt, das spart ihr aus — an Doctor und Apotheker.

Mit seiner frischen Zuversicht, die seit ein paar Tagen sich

ja so unendlich gesteigert hatte, kehrte auch Paul von seinem Ritte zurück, und da er zu aufgeregt war, sich sogleich hinter seine Acten zu setzen, wandelte er, die Reitgerte in der Hand und damit nach den Stauden schnellend, die ihm ihre Zweige zu vorwitzig entgegenstreckten, in den Pfaden des großen Kloster- und Schloßgartens umher.

Als er bis an das hintere Ende desselben gekommen war und sich wandte, sah er plötzlich ein helles Gewand durch das Gesträuch schimmern — ein paar Schritte weiter und er erkannte, daß es Leonie war, die sich ihm nahte. Ein freudiges Erschrecken verschloß ihm die Lippen, als er sie begrüßte — Leonie streckte ihm die Hand entgegen.

Ich suche Sie! sagte sie.

Sie sind unwohl — Sie leiden — Sie sehen bleich und angegriffen aus! rief Paul voll ängstlicher Sorge jetzt.

Mag sein — es hat nichts Wunderbares — kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu reden!

Und damit schritt sie zu den Gartenstühlen, welche in einiger Entfernung unter einem alten breitwipfeligen Nußbaum standen. Dort ließ sie sich nieder und winkte Paul, es ebenfalls zu thun.

Was wollen Sie mir sagen, Leonie? begann Paul nach einer Weile, da sie stumm da saß, auf den Boden blickte und den Anfang nicht schien finden zu können.

Ich soll verkauft werden! fuhr sie nun plötzlich mit einer zornigen Bitterkeit auf.

Sie . . . verkauft?!

Wie eine Circassierin — Pascha Schlettendorf ersteht mich für seinen hoffnungsvollen Clemens; er zahlt auch wie ein Pascha — eine Million!

Paul war leichenblaß geworden, er fühlte sein Herz still stehen.

Also doch! — rief er endlich aus. Und Sie, Leonie, Sie werden doch nicht willigen in eine so schmachvolle Transaction! O, mein Gott — ich habe es kommen sehen, ich wußte es ja voraus, und ich habe es ruhig bis dahin kommen lassen!

Sie? Was konnten Sie thun?!

Vielleicht hätte ich doch Mittel gefunden, es nicht bis dahin kommen zu lassen — vielleicht wäre es doch möglich gewesen...

Eine Million zu finden?

Ist ein rechter Wille nicht allmächtig?

Leonie schüttelte traurig den Kopf. Machen Sie sich keine Vorwürfe, armer Paul, Sie konnten nichts, gar nichts thun!

Und Ihr Vater — will er wirklich — ist er wirklich so leicht besiegt und tritt um des elenden Geldes willen so seine Grundsätze, seinen fürstlichen Stolz mit Füßen ...?

Mein Vater, antwortete Leonie, hat allerdings „seinen fürstlichen Stolz", wie Sie es nennen; er hat auch seine Grundsätze; aber was er hat, seine Güter wie seine Ehre, seinen erlauchten Namen wie seinen Willen, und seine Tochter obendrein, alles das hat er und besitzt er, auf daß es ihn glücklich mache und ihm wohl thue; er ist nicht darauf eingerichtet, etwas zu haben, damit es ihn unglücklich mache! Lieber wirft er es über Bord!

Leider sind viele Menschen so — gerade unter denen, von denen man sagen sollte, sie dankten Gott, daß sie das, was sie so verdienstlos und leicht als ein ererbtes Gut erworben, wenigstens durch tapfere und hingebende Vertheidigung sich selbst verdienen könnten! Aber Sie, Leonie, Sie werden, Sie können nicht ...

Wenn ich muß!

Gibt es eine Macht auf Erden, die Sie zwingen könnte?

Gewiß; Vernunft und Pflichtgefühl.

Aber um des Himmels willen . . . Vernunft . . . Pflichtgefühl . . . wo steht denn geschrieben, daß es eine Pflicht für Sie sei, Clemens von Schlettendorf's Hand sich aufdrängen zu lassen?

In meinem Gewissen.

Paul fuhr auf. Ich kenne Sie nicht mehr! rief er aus — ich glaube zu träumen — es kann nicht Wahrheit und Wirklichkeit sein, daß Prinzessin Leonie so redet!

Doch, doch, armer Freund, es ist nicht allein Wahrheit, daß sie so redet, sondern auch, was sie redet, ist Wahrheit. Um Ihnen das alles zu schildern, was in mir vorgeht, müßte ich Sie tief einweihen in die ganze Geschichte unsers Hauses. Ich müßte Ihnen auseinandersetzen, welch eine Reihe von Ereignissen und Thatsachen, die entweder eine unabwendbare Fügung des Schicksals waren oder ihren Grund hatten in den Charakteren und Leidenschaften der Betroffenen, den ganzen Bestand unsers Hauses untergraben, seine ganze Zukunft in Frage gestellt, ja seine Ehre bedroht und seinen Rang unter den Fürstenhäusern hinabgedrückt haben. Nach so viel Verlusten, Beeinträchtigungen, Demüthigungen, wie unser Haus sie seit den letzten Generationen erlebt hat, mußte uns die Entschädigung hier in Deutschland als ein heller Sonnenblick des Glücks erscheinen. — Und diese Entschädigung, dieses neue Besitzthum müssen wir uns frei erhalten von all den Wirrnissen, den drückenden Verwickelungen, welche auf dem alten lasteten — oder das alte und edle Haus der Anglure geht unrettbar zu Grunde!

So lassen Sie es zu Grunde gehen — ist es denn werth, fuhr Paul dazwischen, daß Sie sich ihm zum Opfer vorwerfen?

Sie sah ihn groß und verwundert an, ohne zu antworten.

Was ist denn das Haus Anglure? fuhr er fort. Wenn einst Ihr Vater gestorben ist, so sind Sie es, das ganze Haus Anglure;

und es wäre doch eine Thorheit, wenn Sie sich opferten um Ihrer selbst willen!

Das Haus Anglure, antwortete Leonie, ist doch etwas mehr, als Sie glauben, Monsieur Paul. Es sind viele Jahrhunderte dazu nöthig gewesen, um es zu errichten. Es ist aufgebaut durch Tapferkeit und Energie, durch Anstrengungen und Aufopferungen, durch Schmerzen, Wunden und Blut. Es ist geschaffen durch jene nicht zu übersehende Summe von Arbeit, welche es kostet, um ein Geschlecht aus der großen, im Dunkel dahinlebenden Masse emporzuheben; um es auf eine Höhe zu stellen, wo der Sonnenstrahl einer höhern Macht es trifft und ihm die Weihe und die Mission gibt zu herrschen über Land und Leute. Auf dieser Höhe muß es sich erhalten; dieser Mission muß es treu bleiben; das ist seine Aufgabe und seine Pflicht. Für ein fürstliches Geschlecht sind seine Macht, sein Glanz das Pfund, von dem es Rechenschaft geben muß. Es darf nicht versinken in Schmach. Es darf nicht sich nachsagen lassen, es habe seine Würde mit Füßen getreten und an seinem hohen Berufe gesündigt; es habe sein Erbe vergeudet, es sei aus seinem Eigen gewandert, um wie ein vornehmer Bettler die kläglichste aller Rollen in der Welt zu spielen! Nein, das soll nicht gesagt werden, nimmermehr!

Leonie's Wangen hatten sich bei diesen Worten geröthet, ihre Stimme hatte einen höhern, stolzern Klang angenommen, und Paul, dem ein lautes und entschiedenes Widersprechen auf der Zunge schwebte, verschluckte dies, weil er fürchtete, er beleidige sie in ihrer jetzigen Stimmung dadurch. Er sagte deshalb nur, wie für sich: Das ist das alte Lied, das alte Elend!

Was für ein Elend?

Das Elend derer, die an der Geschichte gefesselt liegen, die an der Vergangenheit krank sind! Wie beneidenswerth sind alle

Menschen, die nichts unter den Füßen haben als den Boden, den sie selbst sich geschaffen!

Ist der nicht meist eine schlüpferige Scholle, die auf dem Strom der Gegenwart treibt?

Sie trägt doch den einzelnen!

Ins weite Meer, wo er mit ihr in Dunkel und Vergessenheit versinkt!

Dahin treiben wir alle, der Fürst wie der Bettler. Wir haben alle eine kurze Spanne Zeit, die unser ist. Wohl dem, der sie frei nach seinem Sinn ausbeuten kann, der nicht der Sklave der Vergangenheit ist, welche ihn mit hundert Fäden umgarnt und ihn an einen bestimmten Erdfleck, einen bestimmten Beruf, einen bestimmten Glauben, eine bestimmte Partei, eine bestimmte Denkungsart, ja an bestimmte Phrasen und Redensarten fesselt! der nicht, wenn seine Natur, sein freiheitdurstiger Sinn ihn auf eine Bahn, die er selbst wählt, die seinem innersten Wesen angemessen ist, locken, sogleich diese Vergangenheit eine dürre Hand aus einem Grabe emporstrecken sieht, die ihm ein drohendes und gebieterisches: Zurück! winkt; der nicht sich zurufen zu lassen braucht: Halt, du darfst diesen Weg nicht gehen, denn deine Väter, deine Ahnen, deine Brüder gingen ihn nicht ...!

Was hilft das alles! entgegnete Leonie, die nicht in der Stimmung war, über Wahrheit oder Unwahrheit in dem, was Paul vorbrachte, nachzudenken — wir sind nun einmal die Sklaven der Verhältnisse, wie sie sind und vor uns liegen. Wir können nicht anders, als uns unter sie beugen. Auch ich muß mich beugen. Ich fühle es als eine tiefe, mir ins Bewußtsein geschriebene Pflicht, daß ich nachgeben muß. Ich habe eben eine andere Natur, als mein Vater sie hat. Ich kann nicht alles das, was das Leben oder das Schicksal mir gegeben hat, als

eine Wohlthat betrachten, daran ich zehren darf, solange es mir gefällt — um den Becher wegzuschleudern, sobald die bittere Hefe meine Lippen berührt. Auch sie muß getrunken werden. Was meine Ahnen durch ihr Herzblut errungen und erkauft haben, die Größe und Ehre meines Namens — ich muß sie mit meinem Herzblut vertheidigen, wiedererkaufen, erhalten! Ich muß mich hingeben — wenn ich nicht in kürzester Frist eine Million schaffe, um von diesem schrecklichen Baron Schlettendorf meine Seele zu lösen!

Eine Million! seufzte Paul.

Wenn Sie in Eins willigten — wenn es der Herzog thäte ... hub er dann nach einer Pause wieder an.

Und das wäre?

Unter irgendeinem Vorwande die Zahlungspflicht leugnen. Es gibt ein Gesetz im Römischen Recht, wonach der Inhaber einer Forderung, welche ihm von einem dritten überlassen worden ist, vom Schuldner nicht mehr fordern darf, als er selbst jenem dritten wirklich dafür zahlte. Man könnte sich darauf berufen. Man könnte es zu einem Rechtsstreit kommen lassen. Man könnte diesen Rechtsstreit zehn Jahre lang hinspinnen. Freilich müßte man dann das Doppelte zahlen an Zinsen und Kosten. Aber zehn Jahre sind eine lange Zeit. Wer weiß, was sie bringt! Jener von einem Hindufürsten gefangene Engländer, der hingerichtet werden sollte, versprach, wenn man ihn begnadige, in Jahresfrist den weißen Elefanten des Fürsten sprechen zu lehren. In Jahresfrist — dachte er — kann der Fürst oder der Elefant oder ich todt sein!

Leonie lächelte schmerzlich und schüttelte das Haupt, das wieder seine ganze Bläße angenommen hatte.

Mein Vater hat sich mit seinem fürstlichen Namen zur Zahlung der Summe verpflichtet. Er wird die Schuld nicht

leugnen. Es wäre wider seine Ehre, einen Streit darüber zu erheben.

Die Einwurf war zu wohl begründet, als daß Paul etwas dagegen einzuwenden wagte.

Nein, fuhr Leonie fort, auf dieser Seite können wir keine Rettung suchen, mein armer Freund. Und dennoch bleibt uns eine Hoffnung!

Eine Hoffnung! rief Paul hocherröthend aus — und sein Herz schlug dabei höher auf — nicht allein aus Freude über diese Hoffnung, sondern ebenso sehr über das „Wir" und „Uns", mit welchem Leonie sein Schicksal und das ihrige als eins und dasselbe anerkannte!

Ja, eine Hoffnung, fuhr sie fort, freilich eine schwache; aber es ist doch eine Hoffnung, und wir dürfen nichts unversucht lassen. Zu diesem Zwecke müssen Sie nach Paris reisen.

Gebieten Sie über mich, senden Sie mich bis ans Ende der Welt!

Sie müssen diese Reise sofort antreten.

Morgen, noch heute, wenn Sie wollen.

Gut — sei es morgen. Ich gebe Ihnen einen Brief an die Marquise von Trouvère mit. Sie werden diese Dame in Paris aufsuchen. Ist sie nicht dort, so wird sie auf einem Gute sein, dessen Lage Sie in Paris erfahren werden, wenn Sie dort die Wohnung, die sie während der Wintermonate bezieht, ausfindig gemacht haben. Das kann Ihnen nicht schwer fallen, obwol ich Ihnen nichts darüber sagen kann. Ich werde Ihnen auch eine Adresse für Brüssel mitgeben; es ist möglich, daß Sie schon dort Nachrichten über die Marquise erhalten werden. Madame de Trouvère ist meine Tante, sie ist die Halbschwester meines Vaters. Und doch kann ich Ihnen nur so unbestimmt ihren Aufenthaltsort angeben. Denn obwol die Halbschwester meines Vaters,

ist sie doch auch die bitterste Feindin meines Vaters. Das rührt schon von der Auseinandersetzung über die Erbschaft meines Großvaters her. Es hat seitdem keinerlei Verbindung stattgefunden zwischen ihr, zwischen der Familie, in welche sie durch ihre Heirath mit dem verstorbenen Marquis von Trouvère eingetreten ist, und der unserigen. Sie hat sich nie um uns gekümmert, wie wir uns nie gekümmert haben um sie. Auch würde mein Vater nie zugeben, was ich zu thun entschlossen bin, wenn er davon erführe, und Ihre Reise muß strenges Geheimniß bleiben. Sie müssen einen Urlaub nehmen, unter dem Vorwande, daß Sie Geschäfte in Ihrer Vaterstadt haben.

Und von dieser Marquise hoffen Sie . . .

Ja, denn die Bande des Blutes bleiben ewig. Vielleicht wird es sie rühren, wenn ich meine Zuflucht zu ihr nehme in dieser bittern Stunde meines Lebens. Vielleicht — sie soll so ahnenstolz sein, wie es eine verwitwete Marquise je gewesen — vielleicht tritt sie aus Stolz zwischen mich und das Schicksal, welches mir droht, wenn nicht aus Theilnahme!

Ist sie reich genug, um erfüllen zu können, was Sie von ihr verlangen wollen?

Ich glaube es, versetzte die Prinzessin; die Marquis von Trouvère hatten vor der Revolution einen großen und bedeutenden Besitz. Sie haben dann freilich viel verloren. Aber meine Tante ist die Universalerbin ihres Mannes geworden, und als Frau von großer Klugheit und kalter Besonnenheit wird sie ihr Vermögen sicherlich nicht geschmälert haben, eher vergrößert und vermehrt,

Und was befehlen Sie, daß ich dieser Dame sagen soll, Prinzessin, um die Worte Ihres Briefes zu verstärken?

Was Sie ihr sagen sollen? — was das Herz Ihnen ein=

gibt ... das heißt ... setzte Leonie hinzu und zögerte dann, auszusprechen, was ihr auf der Zunge schwebte.

Sie verstehen mich, hub sie dann nach einer Pause wieder an; es liegt eine Gefahr darin, daß ich Sie als Vermittler zu der Marquise sende!

Ich verstehe Sie vollständig ...

Solch eine alte Dame ist mistrauisch! und wir dürfen vor allem dieses Mistrauen nicht wecken!

Seien Sie unbesorgt! antwortete Paul. Aber, fuhr er dann fort, wenn die Marquise Ihre Bitte zu erfüllen geneigt ist — so wird sie auf den Gedanken kommen, zuerst mit dem Herzog über die Angelegenheit zu verhandeln, bevor sie eine entschiedene Antwort gibt.

Ich weiß nicht, ob sie das wird. Vielleicht ist ihr alter Groll im Laufe der Jahre so gemildert, daß sie keinen Anstand nimmt, an meinen Vater zu schreiben; vielleicht ist ihr eine Gelegenheit, den alten Hader zu enden, sogar willkommen. Vielleicht ist das Gegentheil der Fall — aber dem sei wie ihm wolle, wenn sie sich entschließt, meinem Vater zu schreiben, so kann sie sicher sein, daß dieser die Hand nicht zurückweist, die ihm von freien Stücken freundlich entgegenkommt. Er ist ja auch nicht in der Lage dazu! Halten Sie sie also nicht etwa davon ab, meinem Vater zu schreiben. Möge es Ihnen gelingen, auch da den Friedensstifter zu machen!

So will ich mich rüsten zur Reise, sagte Paul aufspringend. Möge Gott mich darauf geleiten! Wenn ich als Friedensstifter für Sie, für Ihr Inneres zurückkehre, Leonie, so will ich nach keinem andern Glück auf Erden mehr streben. Noch mehr zu verlangen, wäre frevelhaft.

Leonie streckte ihm die Rechte hin.

Ich danke Ihnen für das, was Sie für mich thun wollen,

sagte sie, ihn groß und offen anschauend. Oder nein, Paul, ich danke Ihnen nicht. Weshalb sollen wir nicht offen gegeneinander sein in dieser Stunde? Was wir füreinander thun, verlangt keinen Dank mehr, wie das, was ein Fremder für uns thut!

Sie haben Recht, Leonie; Sie dürfen mir nicht danken, denn was ich thue, thue ich es nicht für uns und für mich selbst?

Sie schlug erröthend das Auge nieder und, ihm ihre Hand entziehend, während er mit seinen leuchtenden Blicken ihre Gestalt verschlang, sagte sie:

Trennen wir uns jetzt. Rüsten Sie sich zur Reise. Ich will den Brief an die Marquise schreiben. Die la Croix wird ihn am Abend Ihnen übergeben. Die gute Seele darf ins Geheimniß gezogen werden. Adieu — Paul! der Himmel behüte Sie!

Sie hatte sich bereits zum Gehen gewandt, während sie die letzten Worte sprach; noch ein Blick, ein rascher aber beredter Blick, voll Innigkeit und Leidenschaft, streifte ihn, und dann eilte sie rasch davon und verschwand hinter den Gartengebüschen.

Paul blieb in schwer zu schildernder Stimmung zurück. So niederschmetternd auch Leonie's Mittheilung gewesen, so war die letztere dennoch nicht im Stande, das innere Glück zu unterdrücken, welches sein Herz schwellte seit der Stunde, in welcher er sagen durfte, daß Leonie seine Neigung theile. Und wie himmelhoch war in den letzten Tagen seine eigene Neigung gewachsen, seit er unverhüllte Blicke in ihr Herz gethan, seit er gesehen, welch tiefe Empfindungen hier erwacht waren, seit er die bittersten Anklagen wider sich selbst erheben durfte, daß er einst gegrübelt und geforscht, ob in der Brust dieses jungen

Mädchens, das so viel Geist, aber auch so viel spöttische Kälte zeigte, Gemüth und eine weiblich empfindende Seele wohne.

Wenn er dann aber die Hoffnung näher ins Auge faßte, welche Leonie auf die Marquise von Trouvère setzte, so konnte er nicht umhin, sich zu gestehen, daß sie allerdings recht thue, diese letzte Hülfe nicht unversucht zu lassen, daß jedoch darauf zu bauen, thöricht sein würde. Schon deshalb, weil Leonie selbst so wenig mit dem eigentlichen Charakter dieser Frau bekannt war. Das erschwerte auch ihm seine Aufgabe, da er ohne Kenntniß des Charakters nicht wußte, welchen Ton er werde bei ihr anschlagen müssen, um sie zu rühren und willfährig zu stimmen. Und was sollte geschehen, wenn die Marquise sich weigerte, zu gewähren, was Leonie verlangte?

Das war eine Frage, die Paul am wenigsten zu beantworten wußte! Hinter dem matt und trüb schimmernden Stern jener letzten Hoffnung Leonie's stand eine dunkle, dräuende Wolke, in deren Schose eine Zukunft voll Grauen und Verzweiflung verborgen lag. Paul mochte sinnen und denken, wie er wollte, dieses Dunkel wurde nur düsterer und Unheil verkündender. Er raffte sich endlich auf und mit der Raschheit, womit er Entschlüsse auszuführen pflegte, wenn er sie einmal gefaßt, verließ er den Garten, um den Grafen von Epaville aufzusuchen. Er wollte mit Antoine reden. Er wollte, ohne Leonie's und sein Geheimniß zu verrathen, aus dem jungen Manne herauszuholen suchen, was dieser etwa über die Marquise wußte, und was ihm förderlich sein konnte bei seinem Vorhaben. Er wollte auf Antoine's Rathschläge, die dieser ihm am vorgestrigen Tage ertheilt, zurückkommen. Der Graf hatte ihm so viel aufrichtige Theilnahme gezeigt — weshalb nicht offen mit ihm reden über die Lage der Dinge? Hatte er nicht allen Grund,

die Freundeshand anzunehmen, welche sich ihm so uneigennützig darbot? Er hatte vor zwei Tagen mit einem gewissen störrischen Abwehren, mit Undank alles aufgenommen, was Antoine ihm gesagt; und war das nicht thöricht gewesen, da ja Antoine in der That es aufrichtig gemeint haben konnte; da er ja in der That als Gatte der Mademoiselle Vaubeyessard der natürliche Bundesgenosse jeder andern Verbindung ähnlicher Art im Hause Anglure sein mußte? Hatte er Paul nicht angeboten, ihm möglich zu machen, in Frankreich in eine Laufbahn der Ehre und des Ruhmes einzutreten, auf welcher jedes Verdienst seine Ziele erreichen konnte? Und jetzt, wo Paul nach Paris zu reisen im Begriff stand, wäre es sehr unklug gewesen, nicht bei dem Grafen Antoine auf dessen Versprechungen zurückzukommen; vielleicht ließen sich Empfehlungen oder Rathschläge und Winke desselben gleich jetzt in Paris benutzen!

Paul zögerte deshalb nicht, zu dem Grafen Antoine hinüberzugehen. Die Beobachtung, welche er heute an der Tafel gemacht, hielt ihn nicht davon ab; seine arglose Seele dachte nicht im entferntesten daran, Antoine könne mit Verleugnung alles dessen, was er zu ihm gesprochen, und all seiner Freundschaftsbeweise für ihn, sich plötzlich mit den Absichten Clemens Schlettendorf's ausgesöhnt haben. Es konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen.

Die beiden Schlettendorf hatten sich längst verabschiedet; Paul fand den Grafen in seinem Zimmer vor einem Gewehrschranke stehen und beschäftigt, prüfend mehrere Jagdflinten zu untersuchen.

Ah, Monsieur Paul! sagte er, sich halb zu diesem umwendend und fortfahrend, die Spannkraft der Schlagfeder im Schloß eines Doppelgewehrs zu prüfen; nehmen Sie sich morgen in Acht! Wenn Sie wieder, wie das vorige mal, sich nicht die

Zeit nehmen, erst zuzuschauen, sondern einer trächtigen Ricke aufs Blatt brennen, so entgehen Sie Ihrem Schicksal nicht. Sie bekommen Ihre drei Pfunde mit dem Waidmesser, dafür stehe ich Ihnen!

Sie haben sich vortrefflich unsern deutschen Jägerjargon eingeübt, Graf Antoine, versetzte Paul. Die Pfunde, womit Sie mir drohen . . .

Sollen schwer auf Sie niederfallen — das erste: für den gnädigsten Fürsten und Herrn; das zweite: für Ritter, Reiter und Knecht; das dritte fürs edle Jägerrecht!

Ganz richtig hergesagt. Aber ist denn morgen große Jagd?

Davon wissen Sie nichts? Großes Treiben!

Ich habe nichts davon vernommen.

Die Schlettendorf sind dazu geladen.

Die Schlettendorf scheinen seit einiger Zeit sehr in Gunst zu stehen, sagte Paul, indem er den Grafen fixirte, um zu erfahren, ob dieser wisse, was zwischen dem Herzog und dem Baron vorgefallen und abgemacht sei. Aber Antoine war nicht der Mann, um sich durch ein unbehütetes Mienenspiel zu verrathen.

Das ist natürlich, antwortete er trocken. Welchen andern Verkehr könnten wir hier haben, wenn nicht mit ihnen? Und was den alten Baron angeht, so ist er allerdings eine etwas barocke Personnage, eine brillante Vaudevillefigur. Denn er sieht aus wie der leibhafte roi d'Yvetôt; Clemens Schlettendorf aber ist ein gar nicht übler junger Mann, dem es nur etwas an Welt und an Tournure fehlt; wenn er die hätte, wäre er ein vollendeter Cavalier.

Insofern ein Mensch, der weder etwas weiß, noch etwas will, noch etwas thut, ein vollendeter Cavalier ist.

Richtig, Monsieur Paul — es kommt dabei nur auf das

Wie an — wie man nichts thut und nichts will und nichts weiß, um gerade dadurch ein musterhafter Cavalier zu sein.

Wollen Sie das behaupten, der so viel weiß und wahrscheinlich auch noch so viel will?

Weshalb nicht? Ich beneide diejenigen, welche nichts wissen und nichts wollen; wegen des letztern Punktes namentlich meinen uneigennützigen und platonischen Freund Paul! setzte Antoine etwas spöttisch hinzu.

Wissen Sie denn das so gewiß, daß ich nichts will?

Sie selbst haben es mir versichert. Sie haben mir eine völlige Apathie entgegengesetzt, als ich Ihren Willen stachelte.

Nun, man überlegt sich die Sachen ...

Der andere aber auch!

Würden Sie nicht mehr thun, was Sie mir gestern angeboten haben, Graf Antoine?

Was ich Ihnen angeboten habe? wiederholte der Graf, und wie um Zeit zum Nachdenken zu erhalten, holte er ein Etui mit Cigarren herbei und bot es Paul dar.

Dieser lehnte es ab, zu rauchen; Antoine zog eine Cigarre heraus und zündete sie an, nachdem er sich langsam und bedächtig mit Stahl und Stein und Zunder Feuer geschlagen hatte.

Wenn Sie ernstlich diese Frage stellen, entgegnete er dann, so will ich auch ernstlich darauf antworten. Sie fragen mich, ob ich Ihnen noch eine Empfehlung in Paris verschaffen würde, die Ihnen eine Laufbahn im französischen Dienste eröffnete? Eh bien! weshalb nicht? Sie haben sich die Sache überlegt, sagen Sie, und haben die Idee lieb gewonnen. Auch ich habe über Sie und Ihre Verhältnisse hier nachgedacht. Und ich habe mir Vorwürfe über den Leichtsinn gemacht, womit ich Ihnen neulich Dinge in den Kopf zu setzen versucht habe, aus denen doch nie

etwas werden kann. Ich will es Ihnen offen bekennen — es ist so ein kleiner boshafter Dämon, der mich zuweilen reitet und anstachelt, Unheil zu stiften. Sie haben mir auf meine Reden aber geantwortet, wie ein Mann es thut, der weiß, was er sich schuldig ist und Vernunft und Besonnenheit zur Richtschnur seines Handelns behält. Sie sind ein braver, ehrenfester Mensch, Monsieur Paul. Ich bin auch überzeugt, wenn Sie nicht so wären — meine etwas phantastische Cousine würde einen ganz angenehmen Zeitvertreib darin finden, sich in ein Verhältniß mit Ihnen einzulassen, welches doch am Ende ein grenzenloses Unglück über Sie beide brächte! In der That, die Art und Weise, wie Sie meine Aeußerungen damals aufnahmen — die, nebenbei gesagt, freilich auch die etwas hinterlistige Absicht hatten, Sie auszuforschen, um Sie dann necken zu können — diese Art war durchaus ehrenhaft. Sie als Mann haben freilich die Pflicht, den Kopf oben zu behalten. Man würde Ihnen freilich, wenn Sie eine flüchtige Neigung, eine Caprice meiner liebenswürdigen Cousine ausbeuten wollten, ganz einfach nachsagen, Sie seien ein schlechter Mensch, ein gewissenloser Schleicher, Sie erwiderten das unbegrenzte Vertrauen, welches der Herzog Ihnen schenkt, durch einen Schurkenstreich. Das würde man freilich sagen und man hätte alles Recht dazu, so zu reden, scheint mir; um so mehr, da Sie kein unbesonnener, leichtsinniger, phantastischer Charakter sind, kein deutscher Wolkenjäger, der sich Häuser aus dem Nebel aufbaut, sondern ein selbstbewußter Mann, der sein Fahrwasser untersucht, ehe er seinen Curs nimmt. Ja, ja, man würde doppelt scharf über Sie urtheilen dürfen. Aber trotzdem ist Ihr Verhalten ehrenwerth zu nennen. Es gibt leider so wenig Menschen, die einer Versuchung zu widerstehen vermögen, daß man die, welche es können, in Ehren halten muß.

Paul wurde während dieser Rede des Grafen, der ihn dabei mit stechenden Augen von der Seite beobachtete, abwechselnd bleich und roth.

Sie reden heute merkwürdig anders als vorgestern, Graf Antoine, sagte er tonlos.

Ich rede heute so, wie ich denke und auch vorgestern dachte.

Man hat sich also bei Ihnen in Acht zu nehmen, weil Sie zuweilen anders reden, als Sie denken!

Antoine lächelte listig. Jedes Schiff führt mehrere Flaggen, mein Freund, versetzte er. Redet ihr Deutschen immer, wie ihr denkt? Ich glaubte, die Natur habe euch nicht umsonst den vorzugsweise stark ausgebildeten Stirnknochen, den man euch nachrühmt, als dichte Hülle über euer Gedankenorgan gewoben!

Doch wol zumeist, um ihn denen, die uns übel wollen, zu bieten. Aber da Sie heute so im Zuge sind, wirklich zu sagen, was Sie denken, so werden Sie auch wol eine aufrichtige Antwort geben, wenn ich Sie frage: Sie sind also mit der Verbindung zwischen Prinzessin Leonie und Clemens Schlettendorf vollständig einverstanden?

Ich? einverstanden mit einer Vermählung Leonie's? Mag sein, daß die beabsichtigt ist; aber auf Ihre Frage kann ich Ihnen keine Antwort geben, denn ich war nicht gefaßt darauf, daß irgendjemand in der Welt mich dabei nach meinem Einverständniß fragen würde!

Sie sind damit einverstanden, ich seh' es, Graf Antoine. Begreiflich ist es mir nicht. Denn, um nicht in der Aufrichtigkeit, die Sie mir heute zeigen, zurückzubleiben, Sie sind nicht der Mann, der, wenn ihm die letzte Hoffnung, ein Fürstenthum zu erben, genommen wird, mit der Gemüthsruhe eines Diogenes

zusieht. Sie wissen eine Tonne sehr wohl von einem Schlosse zu unterscheiden und werden jedenfalls Herrn von Schlettendorf junior weit lieber in eine solche verpackt ins Land, wo der Pfeffer wächst, spedirt sehen, als einmal selbst Ihre Wohnung darin aufschlagen; was Ihnen, meines Erachtens, allein übrig bliebe, wenn einst der Herzog nicht mehr ist und Clemens Schlettendorf sich Herr zu Emsa-Ravenstein schreibt.

Der Graf lächelte. Sie, mein vortrefflicher Monsieur Paul, sind jedenfalls nicht mit dieser Verbindung einverstanden — das sehe ich.

Nein!

Es ist glücklicherweise keine Sache, die zu Ihrem Geschäftsdecernat gehört, wenn Sie auch so etwas wie unser Minister des Hauses sind.

Antoine machte alle diese Antworten und Bemerkungen mit einem so spöttischen Tone, daß Paul dadurch immer mehr in tiefster Seele gereizt wurde und seine Empörung über des Grafen Zwiezüngigkeit, die Verzweiflung, seine Hoffnungen auf diesen so bitter getäuscht zu sehen, immer höher wuchs.

Ich habe nicht darüber zu entscheiden, darin haben Sie recht, Graf Antoine, antwortete er deshalb mit zorngeröthetem Gesicht — aber vielleicht habe ich dennoch ein Recht, meine Meinung darüber zu sagen.

Ein Recht?

Zu einer Verbindung gehören zwei Parteien, mein Herr Graf, und wenn die eine Partei auch meine Meinung nicht in Betracht zieht, so ...

Thut es vielleicht die andere um desto mehr, fiel Graf Antoine ein. Das muß ich freilich einräumen. Und dieser Partei gegenüber fühlt sich Ihr zartes und scrupulöses Gewissen wol

gedrungen, Ihre Meinung äußerst eifrig und feurig geltend zu machen?

Mein Gewissen fühlt sich allerdings gedrungen, immer zu reden, wie ich denke und fühle.

Wie Sie fühlen! Sie haben den rechten Ausdruck gewählt. Es ist nur das räthselhaft und mir unbegreiflich, daß Ihr Gewissen und Ihr Gefühl hier in so schöner Harmonie stehen!

Ihnen, Graf Antoine, mag allerdings manches räthselhaft und unbegreiflich sein, was mit Gewissen und mit Gefühl zusammenhängt!

Graf Antoine zog seine Brauen zusammen, er biß sich auf die Lippen — dann lächelte er spöttisch und erwiderte: Ich kann allerdings in diesen Dingen bei Ihnen in die Lehre gehen, das räume ich Ihnen ein. So werden Sie mich gewiß darüber aufklären, wie das Gewissen Ihnen erlaubt, hier den Rathgeber einer Partei zu machen, da Sie nur der Diener meines Oheims sind, dem Sie Ihren Diensteid geschworen haben; da Ihre Pflicht Ihnen also vorschreibt, seinen Willen zu vollführen und weiter nichts!

Wenn meine Stellung hier sich nicht mit meiner Ansicht über die Angelegenheit, von der wir reden, verträgt, so werde ich diese Stellung aufgeben.

Sie spielen keck: Va banque! Nun — Sie haben recht. Da sich die Sache schwerlich ändern läßt, thun Sie allerdings am klügsten ...

Nicht ändern? fiel Paul ein. Ich hoffe zu Gott, sie läßt sich ändern!

Haben Sie Mittel dazu?

Vielleicht!

Welche?

Meinen festen Willen, der nichts auf Erden, und sollte es um Leben und Tod gehen, scheuen wird, von Leonie ein entsetzliches Unglück abzuwenden!

Ihren Willen? sagte Graf Antoine höhnisch, aber er betrachtete Paul von der Seite mit einem so scharfen, stechenden Blicke, als hätte er diesem bis auf den Grund der Seele schauen wollen, um zu erforschen, wie weit die Energie dieses Willens gehen könne.

Meinen Willen, antwortete Paul, sich erhebend; und deshalb, mein Herr Graf von Epaville, sollten Ihnen für den Fall, daß diese Verbindung zu Stande kommen würde, vielleicht von dem alten Baron Zusicherungen gemacht sein, welche Ihnen diese Angelegenheit heute unter einem so ganz andern Lichte erscheinen lassen, als dies noch vor kurzem der Fall war — so . . .

Nun, sprechen Sie aus, sagte Graf Antoine, als er sah, daß Paul, statt weiter zu sprechen, seine Gedanken unter einem bitter spöttischen Lächeln verbarg.

So machen Sie auf diese Zusicherungen hin keine Schulden, Graf Antoine — die Hypothek wäre unsicher!

Paul verbeugte sich und schritt stolz davon.

Impertinenter Mensch! murmelte Graf Antoine zornig zwischen den Zähnen, und als die Thür sich hinter dem Forteilenden geschlossen hatte, brach er in einen schwergewichtigen Matrosenfluch aus.

Bei allen Teufeln, sagte er dann, dies ist mehr, als ich dir verzeihen werde! Du wirst mich kennen lernen, Monsieur Paul, und wahrhaftig, es wird Zeit, daß du mich kennen lernst, denn du wirst entschieden zu übermüthig!

Und damit legte er die Hände auf dem Rücken zusammen

und ging im Zimmer auf und ab, bei sich überlegend, welchen Weg er einschlagen solle, um Paul möglichst bald für immer aus der Nähe Leonie's und vom Hofe seines Oheims zu entfernen, was ihm dringend nöthig schien. Er hatte ja vom Herzog vernommen, welche Anerbietungen Schlettendorf mache. Die Aussicht, welche Antoine damit eröffnet wurde, war viel zu glänzend, als daß dieser nicht sofort hätte die Plane fallen lassen, die er auf die Neigung Leonie's für Paul gebaut. Er sagte sich sofort, daß sein Vortheil auf der Seite einer Verbindung, wie Schlettendorf sie betrieb, liege; denn alles wohl erwogen und durchdacht, war es doch weit wahrscheinlicher, daß Schlettendorf, der über Geld und einflußreiche Freunde zu gebieten hatte, ihm die niederländischen Güter verschaffe, als daß sein Glück erblühen werde aus einer häuslichen Katastrophe und einer Familientragödie im Hause Anglure, bei welcher er, Antoine, den Intriguant spiele. Es war das ein recht guter Anschlag gewesen, solange er keine bessern Aussichten zu verfolgen hatte. Jetzt aber, schien ihm, hatte sich die Lage der Dinge wesentlich zu seinen Gunsten gebessert, und obendrein versprach alles glimpflicher und ruhiger abzulaufen, als bei einer Entwickelung der Dinge, in welcher eine, trotz Madame Henriettens romanhafter Anschauungen, am Ende doch schimpfliche und schmachvolle Geschichte die Hauptrolle spielen sollte. Allerdings, Antoine war nicht der Mann, der vor so etwas zurückbebte, wenn es zur Erreichung seiner Zwecke gerade nothwendig war. Wenn es aber vermieden werden konnte, so war es unendlich viel besser, und es war ihm jedenfalls, Antoine mochte nun über aristokratische Principien denken, wie er wollte, es war ihm selbst jedenfalls außerordentlich viel lieber, einen Baron zum Verwandten zu bekommen als einen Roturier, einen Actenmenschen, einen Schreiber!

Was diesen letztern anging, so hatte sich freilich Antoine von Epaville alles angelegen sein lassen, um seine Neigung zu schüren, um ihm Hoffnungen zu erregen, um ihn kühn und unternehmend zu machen. Aber Antoine hatte mit der Naivetät des Egoismus wenig daran gedacht, bei der neuen Richtung, welche seine Gedanken genommen, den Rechnungsposten Paul als wesentlich zu berücksichtigen. Er sah zu tief auf diesen unerfahrenen Jüngling ohne Welt- und Menschenkenntniß herab; trotz aller revolutionären und demokratischen Ansichten, zu denen Antoine sich bekennen mochte, war ihm doch der namenlose deutsche Schreiber keine Persönlichkeit, die eine Berücksichtigung verlangte, wenn es sich um das Haus Anglure und dessen Interessen handelte. Als Paul eben zu ihm gekommen, hatte Antoine noch nicht einmal einen Plan gefaßt, wie er sich ihm gegenüber von nun an betragen wolle, welche Mittel er anwenden wolle, um den hohen Flug der Gefühle und Ansprüche, den er, Antoine, selbst aus allen Kräften begünstigt und angespornt und beschwingt hatte, wieder zu mäßigen, zu dämpfen und zu fesseln. Hätte er sich die Zeit genommen, das zu überlegen, wäre er auf Paul's Besuch vorbereitet gewesen, so würde er vielleicht Mittel gefunden haben, um ihn mit einer weniger gereizten Stimmung, mit weniger bitterer Entrüstung von sich zu senden. So aber schieden die beiden Männer als unversöhnliche Feinde voneinander; Antoine hätte sich blos etwas sicherer in der Gunst seines Oheims zu fühlen brauchen, und er hätte sich sofort zu diesem begeben, um ihn zu veranlassen, Paul als einen für die Ruhe Leonie's und die Zukunft der Prinzessin gefährlichen Menschen von seinem Hofe zu jagen. Aber des Herzogs Vertrauen auf Paul schien ihm zu fest gewurzelt, als daß er annehmen durfte, daß sein Zeugniß wider denselben beim Herzoge sehr ins Gewicht fallen könnte. Es war nur indirect etwas zu erreichen;

er wollte mit dem alten Baron Schlettendorf sprechen; durch den war in dieser Angelegenheit jetzt sicherlich alles zu bewerkstelligen.

Die Stimmung, in welcher Paul den Grafen verließ, brauchen wir nicht zu schildern. Seine Empörung, von diesem mit so beispielloser, unverschämter Zweizüngigkeit behandelt zu sein, war nur noch dadurch gesteigert, daß er nicht anders konnte, als die Wahrheit von manchem fühlen, was ihm Antoine gesagt hatte; daß er, trotz seiner Leidenschaft für Leonie, die ihn allerdings über die wahre Lage der Dinge verblenden mochte, doch das innere Bewußtsein in sich tragen mußte, wie er sich Antoine gegenüber in einer Rolle befunden, auf welcher eher alles andere als der Schein der Ehrenhaftigkeit und männlicher Würde lag. Dies stachelte doppelt die Verzweiflung, in welcher er sich befand. Er war eine zu stark angelegte Natur, ein zu energischer Charakter, er hatte sich in den schönen Traum, der während der letzten Tage ihn umgaukelt, zu tief eingesponnen — auf Leonie zu entsagen, vermochte er nun und nimmermehr! Und doch, wie waren heute alle seine Hoffnungen so bejammernswerth tief gesunken! Wie teuflisch hatte dieser Graf Antoine in seine heißglühende Brust den eisigen Strom höhnischer Wahrheiten gegossen! Und wie beängstigend, erdrückend grinste ihn von allen Seiten die Furcht an, daß er sich gegen Antoine des Unmöglichen vermessen, daß er nichts, gar nichts vermöge, um Dinge zu ändern, in denen ihm der Tod zu liegen schien! Leonie's Hoffnungen auf die Marquise von Trouvère — wie kamen sie ihm in diesem Augenblicke chimärisch vor!

Und doch — was blieb ihm anders übrig, als zunächst diese Hoffnungen zu verfolgen? Schon allein deshalb, weil es Paul plötzlich wie mit einer stürmischen Gewalt erfaßte und ihn hinausdrängte, in die Weite, ins Freie — als ob er einen Kampf

bestehen müsse mit der ganzen Welt, ehe er einen Siegespreis erringen könne, um den er sich stark fühlte, eben mit einer ganzen Welt zu ringen, den er nicht fahren lassen konnte und wollte, ohne jedes Aeußerste zu versuchen, und führte es ihn auch in Tod und Verderben!

In der That, hätte Graf Antoine Paul Bronckhorst beobachten können in der Einsamkeit seines Zimmers, hätte er alle diese Symptome einer verzweifelnden Leidenschaft schauen können — er hätte es vielleicht ängstlich betroffen bereut, mit diesem Charakter ein frivoles Spiel getrieben zu haben.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Treibjagen und was sich dabei ereignet hat.

Eine ziemlich starke Nebeldecke hüllte am folgenden Morgen die Residenz von Emsa-Ravenstein und den ganzen Horizont ein, den diese beherrschte. Es war nicht just ein Nebel, den man mit Messern zerschneiden und in allerlei Formen als Landesmerkwürdigkeit den Fremden präsentiren kann, wie er in den letzten Monden des Jahres in unsern Gegenden wol zu herrschen pflegt; er war gerade auch nicht in einem Bierglase aufzufangen und mit Zucker und Arak oder Rum zu einem angenehmen, grogähnlichen Getränk zusammenzurühren, wie das in den Straßen der Weltstadt an der Themse vorkommen soll. Aber er war stark genug, um den Blicken den Sehkreis bis auf eine ziemlich nahe Distanz zu verengen und ein Treibjagen als ein misliches Ding bei solchen Witterungsverhältnissen erscheinen zu lassen. Auch fand um die neunte Stunde des Morgens auf dem Perron der Schloßtreppe von Marienborn eine schließliche Berathung statt, ob man nicht das ganze fürstliche Jagdvergnügen lieber auf den folgenden Tag verschieben solle. An dieser Berathung nahmen theil der Herzog von Anglure, der Graf Antoine von

Epaville, Monsieur Bouquet, der Generaldomäneninspector de son Altesse Sérénissime, und der den Posten des Grand-Veneur am emsa-ravensteinischen Hofe ausfüllende Forstmeister. Auf dem Hofe, in Erwartung des Endbeschlusses dieser Conferenz, bewegte sich eine Gruppe, bestehend aus eingeladenen Herren, den Spitzen der Behörden des Fürstenthums; wie zum Beispiel einem kleinen dicken Herrn in grüner Pikesche mit gelben Klappenstiefeln, als welcher in sich die Summe des Rechtslebens im Lande darstellte; es war dies Herr Kandermann, der Hofrichter, der Justitiar der höchsten administrirenden wie judicirenden Landesbehörde, dem Herr Moorhahn, seit er mit ihm zu thun gehabt hatte, wegen seiner Derbheit nachsagte, es sei dieses summum jus von Emsa-Ravenstein eine summa injuria. Sodann war da eine urteutonisch lang aufgewachsene Gestalt mit düster dräuenden Brauen, welche als technisches Mitglied desselben Dikasteriums den Titel Bauinspector, oder beim Herzoge: Inspecteur des ponts et chaussées führte; ferner der Landrentmeister; und endlich der commandirende Hauptmann Franecker, heute in grüner Civiltracht — während zwei seiner Grenadiere in ihrer blauweißen Uniform gar stattlich an der Schloßtreppe sich ausnahmen, wo sie mit den in Armeslänge aufgestoßenen Musketen ihrem Kriegsherrn die Honneurs machten.

Die Conferenz schwankte eine Weile, welchen Entschluß fassen, bis zwei Rücksichten den Ausschlag gaben. Die erste auf die Versicherung des Forstmeisters, daß der Nebel sich nicht in die Höhe ziehen, sondern herunterkommen werde, um den schönsten und heitersten Sonnenstrahlen von unumwölktem Himmel Platz zu machen; eine Veränderung der Decoration, welche das wetterkundige Mitglied der Gesellschaft noch ganz bestimmt vor Eintritt der elften Stunde des Morgens in Aussicht stellte; und

die zweite, von Graf Antoine von Epaville geltend gemachte Rücksicht darauf, daß die zwei Herren von Schlettendorf, die der Verabredung zufolge sich von ihrem Hause her auf dem Rendezvous einfinden sollten, zuverlässig daselbst bereits angekommen seien, und daß man sie nicht vergebens dort harren lassen dürfe.

So befahl denn der Herzog, die Pferde vorzuführen. Die Pferde standen gesattelt in den Ställen; das Pflaster des Hofes ertönte alsbald von ihren Hufschlägen, und alles eilte zu den Sätteln, um mit mehr oder weniger Gewandtheit das Kunststück zu lösen, hineinzukommen, was je nach dem Maße der gehabten Uebung natürlich mit ganz bedeutendem Unterschied in der Schnelligkeit von statten ging. Am sauersten wurde es der kleinen wohlgenährten Summa Injuria, die mehrmals an der tückischen Centripetalkraft des Erdkörpers ihre tapfersten Anstrengungen scheitern sah, um auf den Rücken eines starken hochbeinigen Gaules zu kommen, den der Stallmeister vielleicht mit einiger maliciösen Absichtlichkeit ausgesucht hatte.

Rufen Sie, schrie ihm der lange Techniker, der triumphirend längst auf seiner kleinen Stute saß — rufen Sie doch die vierzehn heiligen Nothhelfer an, Herr Collega — aber nehmen Sie sich in Acht, daß sie nicht alle vierzehn zumal kommen und Ihnen unter die Arme greifen; denn dann fliegen Sie sicherlich auf der andern Seite wieder hinunter!

Uf! sagte der Hofrichter, von diesem Spott zum Aufgebot seiner sämmtlichen Kräfte gestachelt, und im nächsten Augenblick wälzte sich der kleine Mann richtig über den Rücken und die Mähne seines schweren Rosses.

Na, da sind Sie ja, gratulirte der Bauinspector; war mir auch nicht bange; die Justiz ist gewohnt, auf solchen „Saumrossen" zu reiten!

Richtig, antwortete der Hofrichter, „Säumer“ werden die besten Rosse in Gegenden, wo Ihr die Wege und Brücken gebaut habt, Collega Pontifex!

Der Inspecteur des ponts et chaussées lachte und sagte dann, während er neben dem Hofrichter als Nachtrab des kleinen Zuges den Schloßhof verließ:

Aber wo ist denn der Herr Geheime Cabinetssecretär Bronckhorst — der wird doch heute nicht fehlen?

Es scheint, er bleibt zu Hause, um der Prinzessin Gesellschaft zu leisten; die wird heute auch nicht bei der Jagd erscheinen, hör' ich von Monsieur Bouquet, sie ist unwohl!

Der Herr Cabinetssecretär, meinte der Bauinspector, sind doch sonst so eifrig bei der Hand, wo von den fürstlichen Beamten „Böcke geschossen werden“.

Gott sei's geklagt, antwortete der Hofrichter; es ist nichts schlimmer, als mit solch einem eifrigen jungen Manne zu thun zu haben, der immer mit vollem Winde segelt und mit denen hadert, die klüger sind und ihre Kräfte schonen, um dann desto länger damit auszureichen!

Ja, ja, ein gewaltiger Arbeiter ist er, der Herr Geheime Secretär, fiel der Bauinspector ein ... aber, wenn ich die Wahrheit sagen soll, mein Mann ist er auch nicht!

So hoffärtig und herrschsüchtig, wie man ihm wol nachsagt, scheint er mir nicht gerade zu sein, meinte der Hofrichter, indem er vorsichtig den raschen Schritt seines Rosses zügelte; aber dennoch kann man nicht leugnen, daß er unsereinem gegenüber gar sehr das „höhern Ortes“ spielt! Wenn er seinen Vortheil verstände, so würde er mehr die Gesellschaft seiner Amtscollegen suchen und gute Kameradschaft mit ihnen halten.

Weshalb, sagte der Bauinspector, sich räuspernd, sieht er sich

nicht unter den Töchtern des Landes um und richtet sich häuslich unter uns ein?

Ja, meinte der Hofrichter, dem einige erwachsene Töchter den Familienkreis verschönten — es ist nicht zu leugnen, daß dieser Umstand etwas Befremdliches hat und nicht gerade für unsern jungen Mann spricht!

Während so die beiden würdigen Beamten in ihrem Zwiegespräch mit gedämpfter Stimme dem Luft machten, was in den Herzen der meisten fürstlichen Beamten für den thätigen, scharf durchfahrenden, gegen alle Dienstvernachlässigungen schonungslosen Geheimen Secretär und Cabinetsrath der Durchlaucht schlummerte, einem Gefühle, welches ein geistreicher Franzose treffend une haine respectueuse nannte — und dabei doch, einer des andern Gedanken ausforschend, den Ausdruck dieses Gefühls klug mäßigten — während dessen ritt Graf Antoine von Epaville neben der Durchlaucht an der Spitze der kleinen Cavalcade, ebenfalls mit niemand anders als Paul Bronckhorst beschäftigt.

Seit der Unterredung, welche der Herzog mit seinem Neffen über die Bewerbung Schlettendorf's gehabt hatte, war jener offenbar in einer andern Stimmung gegen Antoine als vorher. Er behandelte ihn nicht mehr mit der eisigen, apathischen, sich immer gleichbleibenden Kälte wie früher. Nach den mit Schlettendorf getroffenen Verabredungen war für Antoine gesorgt. Herzog Gaston hatte ihm gegenüber nicht das drückende Gefühl einer gewissen Verantwortlichkeit für das schlimme Schicksal des von ihm Enterbten mehr; und ohne sich gerade darüber Rechenschaft zu geben, war ihm doch jetzt ein Stein vom Herzen genommen. Dazu kam, daß Gaston von Anglure eine dunkle Ahnung hatte, als ob er noch auf bedeutenden Widerstand bei

seiner Tochter stoßen werde, bevor alle Verhältnisse geebnet und alles so geordnet sein könne, wie er es wünschte. Denn was er anfangs so unwillig aufgenommen hatte, der Gedanke an eine Heirath zwischen Leonie und Clemens, das war jetzt schon sein lebhafter Wunsch geworden, seitdem er die Süßigkeiten geschmeckt, die für ihn in der Aussicht auf ein Ende aller Sorge und auf friedliche Ruhe des Gemüths lagen! Aber Leonie — Leonie schien noch sehr weit entfernt von diesem Standpunkte der Resignation; von ihr schien noch ein hartnäckiger Widerstand nicht zu den unmöglichen Dingen zu gehören. Und in diesem Falle war Antoine ein natürlicher Bundesgenosse des Herzogs. Das fühlte Gaston von Anglure wol mehr, als er es sich deutlich aussprach. Es war überhaupt seine Art nicht, sich die Sachen und Verhältnisse klar gefaßt und logisch scharf gesondert und gegenübergestellt vor Augen zu halten. Desto klarer und bewußter durchschaute Antoine von Epaville die veränderte Lage der Dinge, und er beschloß, sie sofort zu benutzen.

Und Monsieur Bronckhorst? sagte er, nachdem sich die Unterhaltung eine Weile um die Jagdaussichten des Tages bewegt hatte.

Monsieur Bronckhorst, versetzte der Herzog, ist auf und davon; er hat mir durch Bouquet diesen Morgen in der Frühe sagen lassen, daß er augenblicklich verreisen müsse und einen Urlaub von vierzehn Tagen verlange.

Und er hat nicht persönlich um den Urlaub nachgesucht?

Wie es allerdings schicklicher gewesen wäre, versetzte der Herzog — nein!

Seltsam! sagte Antoine. Man sollte fast denken, Monsieur Bronckhorst beabsichtige, nicht zurückzukehren von dieser Urlaubsreise.

Warum denken Sie das, Antoine? fragte der Herzog lebhaft.

Es ist blos eine Idee, welche mir kommt!

Sie haben Gründe dazu.

Gründe nicht weiter, als allenfalls zu dem Wunsche, mein durchlauchtiger Oheim möchte diesen Herrn nicht eben dringend zur Rückkehr auffordern, wenn meine Ahnung eintreffen sollte.

Ich begreife das alles nicht, versetzte der Herzog mit dem Tone des Erstaunens. Bronckhorst ist mir ein treuer und zuverlässiger Diener gewesen, den ich gar nicht zu ersetzen wüßte!

Antoine schwieg eine Weile, dann sagte er: Weshalb soll ich es Ihnen nicht gestehen, mein theurer Oheim — ich glaube, daß der arme Teufel Prinzessin Leonie zu tief in die Augen geschaut hat.

Ah bah! das ist unmöglich! rief der Herzog aus — das ist eine Insinuation Ihrer bösen Zunge, Antoine — gehen Sie mir damit, Bronckhorst ist ein gescheidter, vernünftiger Mensch — und Sie, Sie sind ein Verleumder!

Ich schweige, versetzte Antoine unterwürfig und völlig zufrieden damit, daß er den trefflichen Oheim auf etwas vorbereitet hatte, was Baron Schlettendorf nun, wenn Antoine erst mit ihm geredet, beim Herzog weiter ausführen mochte!

Die Voraussagung des Forstmeisters hatte unterdeß begonnen, sich zu bewähren; in die stille Nebelschicht, welche Flur und Wald den Morgen hindurch bedeckt hatte, war eine gewisse Bewegung gekommen. Es begann ein Hin- und Herwogen der Dünste, das stellenweise einem verschleierten Lichtschein der Sonne, die wie eine mattschimmernde Lampenkugel über dem Chaos stand und bald hervortrat, bald wieder verschwand, Raum ließ. So gelangte man zu einer kleinen Waldwiese, wo das Stelldichein war. Mit einer lustigen Hörnerfanfare empfingen hier die har-

renden Jäger und Büchsenspanner die Ankommenden. Baron Schlettendorf und Clemens waren in der That bereits eingetroffen. Man stieg von den Pferden, man begrüßte sich und dann nahm man von dem Jagdpersonale die Gewehre und Taschen entgegen. Der Forstmeister ersuchte darauf die Herren, ihm zu folgen, um ihre Plätze von ihm angewiesen zu erhalten; er stellte die ganze Gesellschaft in Entfernungen von etwa hundert Schritt in einem weiten Bogen auf, der sich von dem Rendezvousplatze, in dessen Nähe dem Herzog sein Stand bezeichnet wurde, bis zu einem Fahrwege erstreckte, welcher letztere das Terrain des ersten Triebes abschnitt. Graf Antoine von Epaville und Clemens von Schlettendorf, der letztere zunächst dem Wege, erhielten ihre Plätze hier auf dem äußersten Flügel. Der Nebel hatte so nachgelassen und war so im Verziehen begriffen, daß das Treiben beginnen konnte.

Die Herren standen jeder lautlos auf seinem Platze, im Gebüsche, neben hohen Stämmen, oder im Schutz dichter Wallhecken. Sie hatten eine Weile volle Muße, das Naturschauspiel eines schwindenden Nebels in seinem Kampfe mit den immer mächtiger werdenden Sonnenstrahlen zu beobachten, gegen die das feuchte Gewölk sich vergebens zu sträuben scheint, indem es sich in die Wipfel der alten Bäume wirft, als ob es sich daran festklammern wollte; während alle Blätter an diesen alten Bäumen, wie aus Verzweiflung, daß sie dem armen Nebel nicht helfen können, ihre hellen Thränen weinen, in dicken Tropfen, die an jedem Zweige und jedem Blatte hangen.

Nach und nach wurde vor den Schützen die Aussicht ganz frei; in der Ferne wurden die Rufe des Treibervolks vernehmbar, das langsam näher kam. Einzelne Schüsse fielen bereits; doppelt gespannt spähten die Schützen auf das Terrain, welches vor ihnen lag und auf welchem jetzt jeden Augenblick das Auf-

tauchen irgendeines Wildes zu erwarten war. Das Hallo der Treiber wuchs, die Schüsse mehrten sich; es begann endlich das beinahe peletonartige Feuern, welches anzeigt, daß das Wild mit seiner Kernmasse vor der Reihe der Schützen angekommen und am Durchbrechen ist — dann wieder wurden die Schüsse seltener; sie erstarben endlich. Und nun, während zugleich die Treiber ankamen, versammelten sich die sämmtlichen Schützen; die eingeladenen Herren von der Beamtenschaft eifrig, gerötheten Antlitzes, ihre Beute höchsteigenhändig hinter sich herschleppend; die andern mit lässiger Ruhe daherkommend und ihr erlegtes Wild den Treibern überlassend, die es zusammentrugen und vor dem Forstmeister hinlegten. Dieser „streckte" die Beute nach der regelrechten Ordnung; in erster Reihe einen Edelhirsch, in der zweiten drei Thiere, in der dritten einen Rehbock, in der vierten einen Fuchs, ein Dutzend Hasen und eine wilde Katze.

Es folgte nun die gewöhnliche lebhafte Debatte; es wurde gesprochen und gestritten, wie die einzelnen erlegten Stücke „anzusprechen" seien, wobei jeder an den Tag zu legen strebte, daß er durch richtiges „Ansprechen" aller „Zeichen", der Stärke der „Stangen", „Rosen" und „Perlen" ein „hirschgerechter" Jägersmann sei, das heißt jedes erlegten Stückes Edelwild Gattung, Alter und Eigenschaften im richtigen Weidmannsjargon zu bestimmen wisse. Besonders lebhaft mischte sich der kleine Hofrichter ins Gespräch, bis er bemerkte, daß die Augen des langen Bauinspectors mit einem listigen Lächeln fest auf ihn gerichtet waren.

Ah, Collega, sagte er, Sie lauern darauf, daß ich mich verspreche, und wollen mich dann denunciren, damit ich richtig meine drei „Pfunde" bekomme!

Sie haben aber doch Pfunde genug, mein' ich, Collega von

der Justiz! antwortete kaustisch der Bauinspector, mit einem Blick auf die wohlbeleibte Gestalt der „Summa Injuria".

Das entstehende Gelächter unterbrach der Baron Schlettendorf.

Wo ist denn aber Clemens? sagte er, sich umschauend, da sein Sohn immer noch nicht unter den Herbeigekommenen war.

Er hat sehr früh geschossen, dann nicht wieder, entgegnete Graf Antoine, der ihm während des Treibens zunächst gestanden hatte.

Dann hält er vielleicht noch immer bei einem erlegten Kapitalhirsch Wacht, entgegnete der Herzog — ist denn keiner von den Jägern oder Treibern an seinem Stand gewesen, um zu sehen, ob etwas herzutragen sei?

Es war niemand dagewesen; Graf Antoine und ein Büchsenspanner machten sich auf den Weg, um Clemens herbeizuholen. In diesem Augenblicke ertönte ein helles Geschrei. Als aller Blicke der Richtung folgten, woher es kam, sahen sie einen blondköpfigen Bauernjungen zwischen den Zweigen der nächsten Wallhecke durchbrechen, wobei er aus Leibeskräften in seinem Plattdeutsch schrie: Kommt einmal her, kommt mal her — es liegt hier einer im Graben, der ist todt!

Um Gottes willen! rief Schlettendorf aus und faßte, todtenbleich werdend, nach der Schulter des Hofrichters, der neben ihm stand, gleich als ob er sich daran aufrecht erhalten wolle. Im nächsten Augenblick stürzte er davon, dem Buben, der die Unglücksbotschaft verkündet hatte, entgegen.

Was ist, was ist geschehen? fragte der Herzog, als er erbleichende und entsetzte Gesichter rund um sich her wahrnahm, was ruft der Junge?

Er will eine Leiche gefunden haben, Durchlaucht, erwiderte der Forstmeister.

Das wolle Gott nicht! rief der Herzog aus und eilte mit allen noch Uebrigen davon, dem Baron nach, der unterdeß rasch ein paar Worte mit dem Buben gewechselt hatte und mit demselben bereits jenseit der Wallhecke verschwunden war.

Die ganze Gesellschaft stürzte im eiligsten Schritte dahin, über die Wallhecke fort, dann über ein Ackerfeld, über eine zweite Wallhecke, endlich über ein schmales Stück sandigen Heidegrundes. Dieser Heidegrund stieß an einen breiten, von einem trockenen Graben eingefaßten Fahrweg; und in diesem Graben erblickten die Ankommenden den Baron Schlettendorf auf den Knien liegend, und als sie ihn erreicht hatten, sahen sie ihn über den regungslos daliegenden Körper seines Sohnes gebeugt.

Clemens — Clemens . . . jammerte der alte Mann — Clemens . . . und dann fuhr er auf, und während seine runden Augen rollend aus ihren Höhlen hervorzuspringen drohten, seine Haare sich sträubten, sein ganzes Gesicht einen schreckhaften Anblick darbot, rief er, die Hände ballend, aus: Wer hat mir mein Kind umgebracht, wer hat mir meinen Sohn erschlagen? Herzog, Sie müssen mir den Mörder stellen — ich will den Mörder haben, den Mörder!

Um Gottes willen, beruhigen Sie sich! rief der Herzog dazwischen — was ist denn eigentlich mit ihm geschehen, ist er denn todt?!

Der Forstmeister und Graf Antoine hatten, sobald ihnen Schlettendorf Raum dazu ließ, sich des Körpers bemächtigt, ihn aufgerichtet, ihn geschüttelt und beinahe zu gleicher Zeit riefen sie jetzt aus:

Er ist todt!

Hier ist die Wunde! setzte der Forstmeister hinzu, indem er auf die linke Brust der Leiche deutete, wo eine Menge Blut durch das Tuch des Rockes drang.

Antoine riß hastig die Kleider des Todten auf; es zeigte sich alsbald eine heftig blutende, aber nicht große Wunde in der Gegend des Herzens.

Eine Schußwunde — er hat einen Schuß durchs Herz erhalten, sagte der Herzog tief erschüttert.

Wo ist seine Flinte? fiel der Hofrichter hier ein, untersuchen wir die Flinte, ob sie abgeschossen ist — vielleicht hat er durch ein Unglück sich selbst getödtet!

Die Flinte wurde von einem Jäger, der sie aufgenommen hatte, dem Hofrichter übergeben.

Sie lag hier im Heidekraut, sagte der Jäger dabei, und sie ist noch geladen, das Pulver noch auf den Pfannen.

Der Baron Schlettendorf hatte mit Spannung sich dem Jäger zugewandt.

Sie ist noch geladen — schrie er jetzt — er ist ermordet, niederträchtig ermordet — o mein Kind, mein einziges Kind!

Der alte Mann warf sich nochmals auf den Boden hin, auf die Leiche, umarmte und küßte sie, und dann sprang er wieder auf, raufte sein Haar aus und plötzlich rannte er eine Strecke querfeldein und setzte sich unter den Stamm einer verkrüppelten Fichte, die hier einsam auf dem sandigen Boden aufgewachsen war. Dort krümmte er sich förmlich ineinander, die Stirn auf die hochaufgezogenen Knie gepreßt, während ein Strom von Thränen aus seinen Augen tropfte, seine Brust hochauf arbeitete, als müsse sie nach Luft ringen, seine Hände krampfhaft sich öffneten und wieder verschränkten. Mit zagenden Blicken verfolgten die Umstehenden diese Bewegungen, diese erschütternden Anzeichen eines mit dem Wahnsinn ringenden Schmerzes.

Wir haben es also mit einem Mord zu thun, sagte der Hofrichter, die Umstehenden ernst fixirend; dann sich zum Herzog

wendend, fuhr er fort: Geruhen Ew. Durchlaucht vielleicht zu befehlen, daß ...?

Daß Ihr Eure Pflicht thut, Hofrichter, entgegnete der Herzog kurz. Ihr könnt dazu über alle meine Leute verfügen. Meine sämmtlichen Diener haben den Anordnungen des Hofrichters Folge zu leisten, setzte er gebietend hinzu.

Nun wohl, nahm der Hofrichter das Wort, die Leiche kann aufgenommen und nach Haus Schlettendorf gebracht werden. Ich werde noch den Nachmittag mit dem Gerichtsarzte dorthin kommen, um die Obduction vornehmen zu lassen. — Hat einer der Anwesenden einen Verdacht zu äußern?

Diese Aufforderung wurde mit allgemeinem Stillschweigen aufgenommen.

Hat keiner einen Verdacht? wiederholte der Mann des Gesetzes.

Es kam abermals keine Antwort.

Sie werden die einzelnen Theilnehmer der Jagd abgesondert darüber vernehmen, sagte Graf Antoine. Ich werde Ihnen dann meine Depositionen zu Protokoll geben.

Der Hofrichter sah scharf den jungen Mann an, der hier in so bestimmtem Tone ihm eine Weisung, wie er verfahren werde, gab.

Sie waren der Nächste neben dem Baron Clemens? sagte er.

Ich war der Nächste neben ihm, allerdings, versetzte Antoine, aber ich stand jenseit jener Wallhecke dort, auf dem Ackerfelde, und es war mir unmöglich, ihn zu sehen.

Hm — sagte der Hofrichter — Sie sahen ihn nicht von Ihrem Stande aus — Sie nahmen auch auf andere Weise nichts Verdächtiges, nichts irgend Auffallendes wahr?

Nichts — wenn nicht, daß ein Schuß zu meiner Rechten,

den ich natürlich für einen Schuß, den der Ermordete gethan, hielt, sehr im Anfange des Treibens fiel — ich hatte erst ein oder zweimal auf der ganzen Linie der Schützen schießen hören.

Und Sie gingen nicht bis an die Wallhecke heran, um hinüberzuschauen und zu sehen, was der Baron Clemens so früh schon, noch bevor das Wild angetrieben, erlegt habe?

Das konnte mir nicht einfallen, ich durfte ja meinen Stand nicht verlassen.

Und nachher hörten Sie an dieser Stelle hier nicht mehr schießen?

Nein.

Baron Clemens ist also vor ungefähr drei Viertelstunden — wir haben jetzt 11 Uhr, also um ein Viertel nach 10 — getödtet worden and zwar dem Anschein nach aus nächster Nähe, weil der Graf von Epaville den Schuß, den er vernahm, als von dem Getödteten selbst abgefeuert betrachtete. Wie viel Wild haben Sie erlegt, Herr Graf? wandte sich der kleine Hofrichter plötzlich rasch an den letztern.

Drei Stück.

Und fehlgeschossen, wie oft?

Einmal.

Ich danke Ihnen. Also die Leiche wird nach Hause gebracht. Herr Forstmeister, bestellen Sie alle die Treiber, welche auf dem linken Flügel, Baron Clemens gegenüber, waren, auf morgen um neun Uhr in meine Amtswohnung. Und wir, meine Herren, begeben uns, denke ich, wenn es anders Se. Durchlaucht genehmigen, zunächst alle heim; ich werde noch heute vielleicht einige der Anwesenden zu Protokoll zu vernehmen haben und bitte die Herren daher, sich nicht zu weit von ihren Wohnungen entfernen zu wollen. Herr Forstmeister, haben Sie die Güte, mir zwei von Ihren Leuten zur Disposition zu stellen.

Auf einen Wink des Forstmeisters traten zwei Jäger vor.

Untersuche Er zunächst, ob Er auf dem Feldwege dort noch frische Spuren findet, sagte der Hofrichter zu dem einen; erkundige Er sich, ob während der letzten Stunde jemand zu Fuß, zu Pferde oder zu Wagen dieses Weges gekommen; gehe Er bis in die nächsten Bauerschaften und erforsche Er da, welche Personen daher gekommen sein können.

Und dann zum andern gewandt, fuhr er fort:

Ihn kann ich nicht gebrauchen, ich will meinen Auftrag dem Büchsenspanner Sr. Durchlaucht später mittheilen.

Und dabei winkte er diesen an seine Seite und befahl ihm, ihn zu begleiten.

Unterdessen hatte man mehrere der Jäger und Treiber, die sämmtlich einen dichten Kreis um die Gruppe der bestürzten Schützen geschlossen und mit allen Zeichen gespanntester Neugier diesen Verhandlungen lauschten, fortgeschickt, um Aeste zu einer Bahre herbeizuschaffen. Der Forstmeister ließ die Bahre, so gut es gehen wollte, durch seine Leute zusammenfügen, und man konnte dazuschreiten, die Leiche darauflegen und heimtragen zu lassen.

Während nun die kräftigsten unter den Treibern und Jägern die Last auf ihre Schultern nahmen, schritt der Herzog rasch der alten Fichte zu, unter welcher noch immer der unglückliche Baron dasaß, versunken in seinen Schmerz, kämpfend mit seiner Verzweiflung. Es wagte niemand dem Herzoge zu folgen, aber die Blicke aller Anwesenden begleiteten ihn. Sie beobachteten, wie er sich über den Baron beugte; wie er ihm die Hand auf die Schulter legte; wie der Baron aufsprang; wie er mit einem Gesichte, das wild und schreckhaft anzusehen war, in seiner ganzen Größe aufgerichtet vor dem Herzog stand; wie er diesen zurückstieß; wie er die Hand erhob wider seinen Fürsten und mit

geballter Faust ihm zu drohen schien. Was er gesprochen, konnte keiner von allen, die Zeugen dieser Scene waren, vernehmen; aber keinem entging der Ausdruck von tiefer Bestürzung auf dem Antlitz des Herzogs, als dieser zurückkam und, den Forstmeister und den Grafen Antoine zu sich winkend, ohne ein Wort weiter zu reden, an der Gruppe der übrigen vorüberschritt. Er schlug mit jenen den Heimweg ein, und zwar zu Fuße, denn die Equipagen, welche die Herrschaften heimbringen sollten, waren erst auf den Nachmittag und an einen ganz andern Ort bestellt.

Der Hofrichter folgte ihm zunächst, neben sich den Büchsenspanner, den er vorher zu sich heranbeschieden, und den er als einen schlauen, verwegenen Burschen kannte.

Friedrich, sagte er, nachdem er sich umgeschaut und vergewissert, daß niemand ihm nahe genug sei, um seine Worte zu verstehen — Friedrich, Er kennt mich und weiß, daß ich nicht der Mann bin, leere Drohungen zu machen . . .

Das weiß ich, Herr Hofrichter!

Daß, wenn ich Ihm verspreche, Er wird ein Vierteljahr bei Wasser und Brot ins Loch gesteckt, diese angenehme Zukunft Ihm blüht, Er mag zehnmal des Herzogs Leibdiener sein, und es mag für Ihn fürbitten, wer will . . .

Das kann ich mir wol denken, antwortete Friedrich etwas betroffen.

Nun, so sag' ich Ihm denn: ich habe einen Auftrag für Ihn; wenn er den geschickt ausführt, so ist Ihm eine ansehnliche Belohnung sicher; wenn Er sich aber gegen irgendjemand in der Welt verlauten läßt, daß er diesen Auftrag von mir erhalten habe, so kann Er sich darauf verlassen, daß ich ihn in besagter Weise maßregeln lasse.

Und der Auftrag ist?

Hat Er gehört, wie viel Stück Wild der Graf Antoine erlegt hat?

Ja — drei!

Richtig. — Und wie oft hat er fehlgeschossen?

Einmal.

Auch recht. Wer hat dem Grafen Antoine auf der Seite nach uns hin zunächst gestanden bei dem Triebe?

Ich glaube, es war der Herr Landrentmeister . . .

So erkundige Er sich, aber ganz unbefangen und wie ohne Absicht bei dem Landrentmeister, ob dieser sich erinnert, daß er wirklich vier Schüsse von dem Stande des Grafen Antoine her habe fallen hören.

Das will ich schon machen, Herr Hofrichter, versetzte Friedrich.

Zuerst aber, und was noch wichtiger ist, fuhr der Hofrichter fort — bemächtige Er sich sofort, sobald Er jetzt nach Hause kommt, der Jagdtasche des Grafen; zähle Er ungesäumt die Patronen nach, welche sich darin befinden. Es wird Ihm nicht schwer werden, dieses unbeachtet auszuführen; der Graf hat die Tasche umbehalten; er wird, sobald er seine Wohnzimmer im Schlosse betritt, die Last abwerfen und sich eilig zu seiner Gemahlin begeben, um dieser das schreckliche Ereigniß zu erzählen. Er, Friedrich, hat also nur den Grafen immerwährend im Auge zu behalten. Wie viel Patronen muß Er finden?

Ich habe gestern Abend zwanzig fertige Patronen in die Jagdtasche des Herrn Grafen gelegt.

Zwanzig. — Die Flinte, welche er diesen Morgen dem Grafen auf dem Rendezvous übergab, war geladen?

Sie war geladen.

Der Graf hatte also zweiundzwanzig Schüsse, nicht mehr?

Nein — für den Fall, daß mehr nöthig geworden wären, haben der Jäger Gerhard und ich noch einen Vorrath von Patronen bei uns; in die Jagdtaschen des Herrn Herzogs und des Grafen legen wir aber immer nur zwanzig, damit die Herrschaften nicht zu schwer zu tragen haben.

Gut — also zweiundzwanzig Schüsse waren dem Grafen zur Hand. Viermal hat er geschossen, zwei Patronen gebraucht, um neu zu laden; macht sechs; also sechzehn muß er noch haben Nun seh' Er zu, ob noch sechzehn dasind. Mach' Er seine Sache geschickt. Zwischen drei und vier Uhr werde ich mit dem Arzt nach Schlettendorf hinausfahren. Noch vorher will ich Bericht von Ihm! Geh' Er jetzt, und bleib Er unbemerkt dem Grafen auf den Fersen!

Der Büchsenspanner nickte und warf dem kleinen Hofrichter einen Blick des Einverständnisses zu.

Und noch eins, sagte Herr Kandermann, bringe Er mir die Jagdtasche des Grafen mit, hört Er?

Friedrich versprach es und machte dann eifrig lange Schritte. Er verstand völlig, welcher Verdacht in der Seele des kleinen Hofrichters aufgestiegen war. Aber in die Rolle, welche er als Späher gegen den Neffen seines Herrn spielen sollte, fand er sich ohne Widerstreben. Graf Antoine war nicht der Mann, der sich bei dem Dienstpersonal seines Oheims beliebt gemacht hatte. Irgendjemand mußte die verbrecherische That begangen haben; irgendjemand mußte als Thäter entdeckt werden — und dafür büßen. Friedrich war es ganz recht, wenn dieser jemand keiner von seinen Landsleuten, sondern ein Fremder war, den niemand liebte!

Unterdeß wurde die Leiche Clemens von Schlettendorf's auf den Schultern ihrer vier Träger die nächsten Waldwege entlang nach dem alten Edelsitze heimgebracht. Der Nebel des Morgens

war jetzt völlig verschwunden; von einem klaren, dunkelblauen Himmel glänzte warm und goldig die Sonne in den Wald hinein und leuchtete beinahe blendend auf das hohe Gras, welches über den selten befahrenen und betretenen Holzwegen aufgeschossen war. Die Drosseln pfiffen, die Häher stießen ihre heisern Schreie aus, das Geäst der Baumkronen streckte seine Zweige ruhig und still über den kleinen Zug der langsam und gebeugt Dahinschreitenden. Die Natur nahm den Erschlagenen mit jener vollständigen Gleichgültigkeit auf, die sie allem, was das Menschenherz bewegt, gegenübersetzt, mit einer sonnigen Heiterkeit, in der etwas Höhnendes für den Schmerz des alten Mannes zu liegen schien, welcher der Leiche folgte. Dieser schritt stumm, allein, schleichenden Ganges hinter den Trägern her. Er hatte jeden Beistand zurückgewiesen; er hielt das Haupt gesenkt, und die ihn beobachteten, sahen, daß von Zeit zu Zeit eine Thräne über seine Wange glitt und in das Gras oder den Moosteppich, worüber seine Füße wegschritten, niederfiel. So kam man endlich vor dem alten Herrenhause an. Die schweren Tritte der Träger tönten auf der hölzernen Zugbrücke, über welche der einzige Erbe dieses stolzen Herrensitzes am Morgen selbstvertrauend, lebensmuthig ausgezogen war. Aber keine Klage und kein Wehe-schrei und keine Thränen empfingen die Leiche des Unglücklichen an der Schwelle des Vaterhauses. Die alten Mauern sahen nicht düsterer auf ihn nieder, als sie alle Tage blickten; und durch den Wipfel der hohen Rüster neben dem Graben zog kein Lied der Trauer oder des Jammers. Als die Leiche in dem großen Saale niedergesetzt war, schauten die Gesichter aus den alten Ahnenbildern nicht anders als so wie immer auf den Erschlagenen nieder; die Männer stolz und kalt, die Frauen heiter und lächelnd. Auf diesen umpuderten Stirnen lag auch nicht der leiseste Schatten eines Zeichens, daß sie den erschütternden Schmerz des

gebeugten Mannes theilten, der den letzten seines, ihres Stammes todt zu seinen Füßen liegen sah. Nur die Gestalten eines erstaunten, neugierigen, apathischen Dienervolks umgaben den Baron, sie drängten sich heran, flüsternd, lästig durch unnützen Diensteifer, lästig durch ihr Dasein. Der alte Mann fühlte sich allein, allein in seinem Hause, allein in der Welt, allein mit der Verzweiflung!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Von dem Hofrichter und der Untersuchung.

Die Justiz wurde in dem Fürstenthum Emsa=Ravenstein von einem paar Untergerichten nach Maßgabe des Gemeinen Rechts in der Weise verwaltet, wie es auch unter der frühern Regierung, als das kleine Land noch Bestandtheil eines größern Reichsterritoriums war, geschehen. Die höhere Instanz stellte die Regierung dar, worin der Hofrichter als Referent der juristischen Angelegenheiten thätig war. Es hätte mithin die Untersuchung des vorliegenden Falles dem betreffenden Untergerichte gebührt; unser Hofrichter aber hatte wegen der Wichtigkeit dieses Falles beschlossen, die Untersuchung in eigener Person zu führen, und sich dazu von seinem Collegium sofort ein specielles Commissorium geben lassen. Er hatte unter seinen Augen die Obduction der Leiche des erschossenen jungen Mannes vornehmen lassen. Diese Untersuchung stellte heraus, daß Clemens von Schlettendorf durch einen mit Rehposten geladenen Schuß getödtet worden. Mit Rehposten war die Hälfte der Patronen, welche bei der Jagd in Anwendung gekommen, geladen gewesen.

Am andern Morgen hatte der Hofrichter den Büchsenspanner Friedrich zu Protokoll vernommen, nachdem er schon am Tage vorher seinen vorläufigen Bericht erhalten. Friedrich hatte ausgesagt, daß er in der Jagdtasche des Grafen Antoine von Epaville nur funfzehn Patronen vorgefunden, und ferner, daß der Landrentmeister, der Jagdnachbar des Grafen, sich nicht erinnere, wie viel Schüsse der letztere abgefeuert.

Der Hofrichter hatte den Büchsenspanner über diese Aussage sofort vereidigt, auch sich die Tasche, wie der Mann sie gefunden, heimlich überbringen lassen.

Die zweite Vernehmung war die des Jägers gewesen, welcher den Auftrag erhalten hatte, nachzuforschen, ob um die Zeit der Verübung des Verbrechens irgendjemand den Feldweg entlang gekommen, neben welchem die Leiche gefunden worden war. Er sagte aus, daß er in Erfahrung gebracht, der Geheimesecretär Bronckhorst sei um jene Stunde des Wegs geritten; es war in der That der Weg, den Paul Bronckhorst hatte nehmen müssen, da seiner Angabe nach ihn Geschäfte in die alte Landeshauptstadt gerufen hatten.

Der Hofrath war noch mit Vernehmung dieses Mannes beschäftigt, als der Graf Antoine von Epaville in sein Geschäftszimmer trat, welches im ersten Stock des der Regierungsbehörde in der Stadt Emsa eingeräumten Gebäudes lag. Der Graf winkte dem kleinen Herrn, sich nicht stören zu lassen, und setzte sich ruhig in eine Ecke, bis der Hofrichter den Jäger entließ.

Sie sind bereits in voller löblichster Thätigkeit, sehe ich — sagte der Graf dann etwas ironisch und aufstehend, um einen Stuhl, der dicht vor dem Tische des Beamten stand, einzunehmen. Nun, wie stehen die Sachen? Haben wir Indicien? Ist die Justiz bereits bis zu einem Verdachte vorgedrungen?

Der Hofrichter antwortete keine Silbe auf diese Fragen, er

beschränkte sich darauf, mit einem ernsten, forschenden Blicke und äußerst trockenem Tone zu erwidern: Sie wollen jetzt die Gnade haben, sich vernehmen zu lassen, Herr Graf?

Dazu komme ich her — lassen Sie Ihren Herrn Actuar nur seine Feder schneiden, es wird einiges zu protokolliren geben.

Wir werden das gleich hören, nur einen Augenblick Geduld, versetzte Herr Kandermann.

Ich habe Ihnen Aufschlüsse zu geben, die Ihnen von Erheblichkeit scheinen werden, fuhr der Graf fort. Ich . . .

Darf ich bitten, daß wir der gesetzlichen Ordnung nach vorschreiten? Der Herr Actuar schreibt zuerst die Generalia nieder.

Der Actuar schrieb die Eingangsformeln des Protokolls auf einen frischen Bogen Papier; der Hofrichter ließ sich dann Namen, Alter, Geburtsort, Stand des Grafen angeben, gleich als ob er nichts von alledem wisse, und fuhr endlich fort: Sie standen gestern in der Reihe der Schützen dem Baron Clemens Schlettendorf zunächst?

Allerdings, aber getrennt von ihm durch die Wallhecke.

Wer stand Ihnen auf Ihrer andern Seite zunächst?

Der Landrentmeister.

War dieser Herr Ihnen sichtbar?

Nein, er war von mir durch ein Gebüsch getrennt.

Sodaß Sie, Herr Graf, von ihm nicht wahrgenommen werden konnten?

Wozu wünschen Sie das zu wissen?

Ich muß bitten, sich auf Antworten beschränken zu wollen.

So bitten Sie, mein Herr Hofrichter, ich werde mir die Freiheit nehmen, diese Bitten zu erfüllen oder nicht, je nachdem es mir gefällt. Ich will wissen, ob Sie mit Ihrer Frage auf einen Verdacht zielen, der am Ende gar mich betrifft!

Herr Graf, ich erinnere Sie daran, was Sie der Justiz schuldig sind!

Ich werde es immer vor Augen haben und gewissenhaft von dem trennen, was ich Ihnen schuldig bin, versetzte Graf Antoine übermüthig.

Gehen wir weiter, sagte der Hofrichter, seinen aufkochenden Zorn bezwingend. Sie sagten gestern, Sie hätten vier Schüsse abgefeuert — bleiben Sie heute dabei?

Allerdings! ... aber nun ...

Ich bitte ... fiel ihm der Hofrichter kalt ins Wort. Herr Actuar, notiren Sie die vier Schüsse. Haben Sie, als Sie den ersten Schuß hörten, den einzigen, wie Sie sagten, der von dem Stande des erschossenen Barons herübertönte, keinen Ruf, keinen Schmerzensschrei, gar nichts vernommen, was Sie stutzig und aufmerksam machen mußte?

Nichts, gar nichts, mein Herr Hofrichter; jetzt erlauben Sie mir aber endlich, Ihnen etwas mitzutheilen, was uns weiter fördern wird als alle die pedantischen Fragen, die, das glauben Sie mir, sie mögen nun sehr gesetzlich und sehr ordnungsmäßig sein, verdammt langweilig und überflüssig sind. Ich will Ihnen sagen, wer den jungen Schlettendorf erschossen hat. Ich, den Sie höchst lächerlicherweise im Verdacht zu haben scheinen, that es wahrhaftig nicht — aber der Geheime Secretär Paul Bronckhorst hat ihn niedergeschossen!

Der Hofrichter sah den Grafen mit entsetztem Gesichte an.

Sie werden gewichtige Gründe zu dieser Behauptung haben, mein Herr Graf, bevor Sie vor mir geradezu eine so schwere und unwahrscheinliche Anklage erheben.

Ganz richtig bemerkt, entgegnete Graf Antoine; ich habe solche Gründe und werde sie Ihnen nicht vorenthalten; Sie können sie nachher mit aller ordnungsmäßigen Breite in Ihrem

Protokoll ausspinnen. Sie müssen erstens wissen, daß Herr Paul Bronckhorst schon vor geraumer Zeit die Thorheit begangen hat, sich rasend in meine Cousine, Prinzessin Leonie, zu verlieben. Sie müssen ferner wissen, daß am Tage vor der Ermordung Clemens Schlettendorf's zwischen dessen Vater und dem Herzog von Anglure eine auf die Verbindung der Prinzessin und des Getödteten abzielende Verabredung stattgefunden hat. Dann, mein Herr Hofrichter, müssen Sie wissen, daß durch eine Unterredung zwischen der Prinzessin und dem jungen Manne am vorgestrigen Tage diese Absicht sofort zur Kunde des letztern gekommen ist; und endlich und schließlich, daß am Nachmittage desselben Tags der Geheimsecretär Paul Bronckhorst in meinem Wohnzimmer bei mir gewesen ist, mir seine Verzweiflung über diese Verbindung ausgesprochen und zuletzt offen und unumwunden mir ins Gesicht erklärt hat, er werde diese Verbindung zu hintertreiben wissen. Natürlich habe ich darauf gefragt, welche Mittel er habe, diese Verbindung zunichte zu machen. Darauf lautete seine Antwort, die Mittel lägen in seinem festen Willen, der vor nichts zurückscheue.

Der Geheimsecretär Bronckhorst, fuhr Graf Antoine fort, hat darauf noch am Abend desselben Tags einen Urlaub zu einer Reise erbitten lassen; er ist kurze Zeit, nachdem wir zu unserer Jagd das Schloß verlassen hatten, zu Pferde von hier abgereist; sein Weg hat ihn zum Unglücke neben dem Stande hergeführt, den der Forstmeister Clemens Schlettendorf angewiesen hatte. Alles das steht fest, und das Weitere läßt sich denken: Bronckhorst hat seinen glücklichen Nebenbuhler erblickt, Zorn und Leidenschaft haben ihn überwältigt, und — er hat den unglücklichen jungen Mann niedergeschossen. So haben sich die Dinge gefügt, mein Herr Hofrichter, und nun protokolliren Sie!

Der kleine Hofrichter sah den Grafen eine lange Weile höchst betroffen an. Dann sagte er kalt und ruhig: Sie werden die Güte haben, mir zu erlauben, daß ich diese Ihre, allerdings höchst bedeutsame Aussage in zwei Theile zerlege. Der erste besteht aus den von Ihnen zur Bezeichnung des Verbrechers gemachten thatsächlichen Angaben, der zweite aus den Schlüssen, welche Sie daraus ziehen. Lassen wir die letzten fürs erste völlig beiseite. Es wird die Aufgabe der Justiz sein, die Schlüsse zu ziehen. Sie stehen hier lediglich als Zeuge; ich bitte Sie, als solcher sich auf die Angaben der Thatsachen beschränken zu wollen und dabei vor Augen zu halten, daß ich Sie zum Schlusse vereidigen werde.

Der Graf Antoine lachte dem gestrengen kleinen Manne laut, aber in etwas gezwungener Weise ins Gesicht. Ich muß Ihnen gestehen, rief er aus, ich finde Sie überaus lächerlich, mein vortrefflicher Herr Hofrichter; ich müßte sehr einfältig sein, wenn ich nicht längst bemerkt hätte, daß Sie sich nun einmal steif und fest in den Kopf gesetzt haben, ich armer unschuldiger Mensch habe den Baron Clemens todtgeschossen. Ich bitte Sie, lassen Sie diesen ungeheuerlichen Gedanken fahren und schreiten Sie, wenn es Ihnen irgend um eine schleunige Aufhellung der Thatsachen zu thun ist, dazu, einen reitenden Boten mit einer Requisition an die preußischen Gerichte abzusenden, damit der Herr Geheimsecretär gefänglich eingezogen und hierher abgeliefert werde — wenn er anders, was ich sehr bezweifle, wirklich noch da ist, wohin ihn seiner Angabe nach „Geschäfte" so plötzlich gerufen haben!

Der Hofrichter schien durch diese so bestimmten Reden in seinen Vorstellungen ein wenig irregemacht; er sah auf den Actuar, als ob er Lust habe, sich bei ihm Raths zu erholen — aber der

Actuar schien es vorzuziehen, aus den Schranken seiner durchaus passiven Rolle auch um keinen Schritt vorzugehen.

Wollen sehen, wollen schon sehen, was zu thun ist, saget Herr Kandermann nachdenklich; zuerst schreiten wir nach der Ordnung vor. Herr Actuar, schreiben Sie genau alles auf.

Und dann begann der gestrenge kleine Beamte ein Kreuzverhör des Zeugen, in welchem er mehr als einmal nahe daran war, die Geduld desselben völlig zu erschöpfen.

Aber Sie wissen ja alles und jedes, was ich Ihnen sagen kann! rief Graf Antoine endlich; haben Sie die Güte, mich jetzt zu vereiden; denn ich gestehe Ihnen, ich bin müde, und ich antworte Ihnen von diesem Augenblicke an keine Silbe mehr!

Eine Auskunft muß ich mir doch noch erbitten, versetzte der Hofrichter; Sie haben auf der Jagd gestern vier Schüsse abgefeuert und dann ohne Zweifel noch zwei Patronen zum frischen Laden gebraucht.

Ganz richtig!

Sie hatten in Ihrer Jagdtasche zwanzig und in den Läufen Ihres Doppelgewehrs zwei Schüsse zu Ihrer Verfügung. Also müßten jetzt noch sechzehn gefüllte Patronen in Ihrer Jagdtasche sein.

Höchst wahrscheinlich, wenn sie nicht seitdem herausgenommen sind, antwortete Graf Antoine, unwillig aufblickend.

Der kleine Hofrichter faßte mit der Hand unter den mit einer grünen Decke lang behangenen Tisch und zog eine elegante Jagdtasche darunter hervor.

War das die Tasche, welche Sie gestern trugen?

Allerdings! versetzte Antoine.

Wollen Sie die Güte haben, die noch darin befindlichen Patronen zu zählen?

Thun Sie das selbst, wenn es Ihnen Vergnügen macht!

Es befinden sich nur noch funfzehn gefüllte Patronen in derselben, entgegnete der Hofrichter, einen durchbohrenden Blick auf den Grafen werfend.

Woraus deutlich hervorgeht, daß ich mit der sechzehnten den jungen Menschen todtgeschossen habe! lachte Antoine höhnisch und gezwungen auf. Ich bin Ihrer Logik sehr verbunden, mein Herr Hofrichter!

Wollen Sie die noch vorhandenen Patronen nicht selbst zählen?

O, ich glaube es Ihnen; es wäre auch in der That seltsam, wenn mehr als funfzehn darin wären — denn eine, mein gestrenger Herr, habe ich weggeworfen.

Weshalb haben Sie sie weggeworfen?

Weil Sie feucht geworden war.

Feucht? In der Jagdtasche feucht geworden?

So ist es. In derselben Tasche nämlich stak ein Flacon mit Medoc, das ich auf Jagden bei mir zu führen pflege. Vielleicht war diese Flasche nicht gut verkorkt; kurz, eine der Patronen zeigte sich angefeuchtet, als ich sie hervorzog, um zu laden, und deshalb warf ich sie fort.

Wo?

Auf dem Platze, der mir als Stand angewiesen war.

Sie müßte sich dort also noch finden?

Um das zu entdecken, wäre es das Klügste, Sie begäben sich hochselbst an Ort und Stelle und suchten Sie dort — versetzte hochmüthig Graf Antoine. Freilich, wenn Sie sie finden, so kann ich immer noch Clemens Schlettendorf mit dem einen Schuß, womit ich fehlgeschossen zu haben behaupte, ermordet haben! Nicht wahr, mein Herr Kandermann?

Der Hofrichter stutzte bei diesen Worten des Grafen. Allerdings, sagte er, aber ...

Nun, ich denke, ich habe Ihnen lange genug Rede gestanden, und Sie erlauben mir, Ihnen guten Morgen zu wünschen.

Damit erhob sich der Graf und verließ mit einem stolzen Nicken des Kopfes das Verhörzimmer des Hofrichters.

Er muß ja noch vereidet werden, rief der Actuarius.

Richtig, schrie der Hofrichter, der nach und nach dem stolzen Wesen des jungen Mannes gegenüber aus der Fassung gekommen war: holen Sie ihn zurück, Actuar.

Der Actuar eilte hinter dem Grafen drein und brachte ihn nach einer Weile zurück.

Sie sehen, daß ich der löblichen Justiz in allem zu Willen bin, sagte der Graf, wieder eintretend — nur machen Sie es, bitte, kurz, denn wie gesagt, ich bin müde.

Der Hofrichter ließ die gesetzliche Warnung vor Meineid durch den Actuar vorlesen, dann sprach er die Formel des Zeugeneides.

Graf Antoine wiederholte sie mit aufgehobenen Fingern, ruhig und fest, verbeugte sich kurz wie vorhin und ging.

Jetzt, sagte der Hofrichter, rufen Sie mir rasch den Büchsenspanner Friedrich her, Herr Actuar; Sie finden ihn draußen in dem Botenzimmer, wo ich ihm zu warten befohlen habe.

Friedrich erschien nach wenig Augenblicken und erhielt den Befehl, sofort sich nach der Stelle hinzubegeben, wo, während das Verbrechen verübt worden, Graf Antoine seinen Stand gehabt, und dort zu suchen, ob er in der Nähe dieses Platzes eine weggeworfene Patrone finde.

Was denken Sie von der Geschichte? fragte dann, nachdem Friedrich gegangen war, der Hofrichter den Actuar, indem er sich in seinen alten Lehnstuhl zurückwarf und nun mit weit aufgerissenen Augen den ihm gegenüber Sitzenden anstarrte.

Der Actuar war ein stiller ältlicher Herr mit grauem Kopfe,

den er immer etwas schief gesenkt hielt, gleich als wolle er sorglich schon im voraus den Backenstreichen des Schicksals ausweichen, deren er in einem langen gequälten Subalternbeamtenleben nicht wenige erhalten haben mochte. Er schlug die Augen zum Himmel auf und faltete die Hände zusammen, als er antwortete:

Dabei stehen mir alle Gedanken still, Herr Hofrichter. Habe nunmehro 49 Jahre im Amte gestanden — allein ein solcher intricater und erschrecklicher Fall ist mir noch niemals nicht vorgekommen!

Nun, Gottlob, mir stehen die Gedanken nicht still, Actuarius — ich will Ihnen sagen, wie alles zusammenhängt. Daß der Baron Schlettendorf für seinen Clemens auf die Hand der Prinzessin speculirte, das wußt' ich längst. Daß er, der zehnmal so gerieben und so gescheidt ist als diese neuen ins Land gekommenen Herren, es wol durchsetzen würde, und daß er es auch dahin bringen würde, daß die Prinzessin und mithin auch sein Clemens die Nachfolge in der Regierung zugesichert erhielten — das konnte ich mir auch schon sagen! Nun haben wir aber hier unsern Grafen Antoine ... ein Mensch, von dem Sie vielleicht manches Gute und Löbliche anzugeben wissen ... ist es nicht also, Actuarius?

Der stille Actuarius schüttelte mit dem Kopfe.

Nicht? Nun, dann geht es Ihnen gerade so wie mir, fuhr der Chef der Justiz höhnisch fort — ich weiß auch dessen nichts Erklecklisches. Aber das weiß ich, daß dieser Herr geradezu ein Heiliger sein müßte, falls er nicht mit schelen Augen dreinsähe, wenn er als männlicher Stammhalter des Hauses um der Prinzessin und ihres Zukünftigen willen von der Erbschaft ausgeschlossen würde. Das wird Ihnen klar sein, Actuarius?

Sehr klar, Herr Hofrichter.

Nun denken Sie sich die Sache weiter aus. Beide — der Graf Antoine und der Zukünftige der Prinzessin, standen gestern sich zunächst, die geladenen Waffen in der Hand. Sie konnten von niemand beobachtet werden. Es war eine Gelegenheit gegeben, die . . .

Herr Hofrichter — es wäre doch gar zu schrecklich! fiel ihm der Actuar ins Wort.

Mein lieber Actuarius, Sie sind trotz Ihrer 49 Dienstjahre ein Kind. Ist der junge Schlettendorf nicht todtgeschossen?

Leider ist es so!

So muß also auch einer da sein, der es gethan hat. Und der es gethan hat, muß ein Interesse dabei gehabt haben, es zu thun.

Auch richtig — aber . . .

Hat Ihnen das Benehmen des Grafen Antoine gefallen?

Nein, das hat es nicht, sagte abermals kopfschüttelnd der Actuar.

Diese erkünstelte Ungezwungenheit, diese grobe Barschheit bei einer so ernsten Sache?

Es hat mir nicht gefallen, Herr Hofrichter, sagte lebhaft, wie um den Eifer des kleinen Beamten zu beschwichtigen, der stille Actuar.

Hat Ihnen der Umstand mit den funfzehn Patronen gefallen — die Ausrede mit dem Flacon Medoc? Sehen Sie doch einmal zu, ob ein Flacon mit Medoc in der Tasche ist? Hat er's auch etwa weggeworfen? He?

Vielleicht hat der Friedrich dieses Flacon . . .

Ausgetrunken und beseitigt? Nun, wir werden den Friedrich darüber hören. So viel ist gewiß, ein Flacon ist nicht darin.

Und nun, hat Ihnen die Keckheit gefallen, womit der junge Herr den Geheimen Secretär so ohne weiteres anklagt?

Sie hat mir nicht gefallen, versetzte wieder wie begütigend der stille Actuar.

Ist das irgend denkbar von dem Herrn Paul Bronckhorst, er mag nun sein, wie er will, er mag die Nase tragen, wie hoch er kann — daß der sich in eine Prinzessin verliebt und um derentwillen die Leute todtschießt? Ist das hierzulande jemals vorgekommen? Oder sieht es aus wie eine Geschichte, die ein französischer Windbeutel erfindet, weil das bei ihm daheim zu den Dingen gehören mag, die landesüblich sind; wie eine Geschichte, die einer erfindet, um den Verdacht von sich und auf seinen christlichen Nebenmenschen abzulenken?

Es sieht allerdings so aus, versetzte der Actuar — während er jetzt die Jagdtasche des Grafen Antoine, die auf dem Tische vor ihm liegen geblieben war, emsig durchkramte und vorsichtig spähend die einzelnen Patronen betrachtete.

Nun, was schnuppern Sie an den Patronen herum, Actuarius?

Ich finde hier eine, versetzte der Gerichtschreiber, welche mir doch darauf zu deuten scheint, daß der Herr Graf die Wahrheit gesprochen haben konnten, was das Feuchtwerden und Wegwerfen einer Patrone angeht!

Was finden Sie? lassen Sie sehen!

Die Patronen bestanden aus kleinen, von starkem Papier gefertigten hohlen Cylindern, welche, an beiden Enden offen, in der Mitte eine Scheidewand hatten, sodaß die eine Seite das Pulver die an dere den Schrot, oder die Rehposten aufnehmen konnte. Beide Enden waren dann mit einem aus Werg zusammengeballten Pfropfen verschlossen. An einem dieser Pfropfen fand sich ein feuchter röthlicher Flecken, als ob derselbe von einer

Flüssigkeit herrühre, die mit dem Werg in Berührung gekommen.

Sehen Sie, Herr Hofrichter, sagte der Actuar, diese Patrone ist auch von dem Weine angefeuchtet worden, nur nicht so stark, um sie deshalb als unbrauchbar wegzuwerfen!

Der Hofrichter zuckte schweigend die Achseln.

Und auf dem Grunde der Tasche, fuhr der stille Actuar fort, scheint mir auch etwas wie ein röthlicher Flecken zu sein.

Ist möglicherweise Blut von einem Wildpret, welches früher in der Tasche getragen worden ist, meinte der Hofrichter. Aber etwas kleinlauter setzte er hinzu: Geben Sie mir das Protokoll — ich muß jetzt zum Herzog und ihm Bericht erstatten. Wenn der Friedrich zurückkommt, bevor ich wieder da bin, so protokolliren Sie mir seine Aussage; und noch eins, Actuar, setzen sie doch auch gleich eine Ladung an den Herrn Geheimen Secretär auf; eine Ladung, angesichts dieses zurückzukehren, um sich als Zeuge vernehmen zu lassen — blos als Zeuge, verstehen Sie wohl?

Recht wohl, Herr Hofrichter!

Lassen Sie es auch sogleich abgehen — adressiren Sie es an den Notar Moorhahn in der Hauptstadt, der wird schon wissen, wo der Herr Geheime Secretär Sr. Durchlaucht dorten sein Absteigequartier genommen hat.

Damit verließ der Hofrichter das Zimmer und kurze Zeit nachher das Haus, um im wohlgebürsteten Frack, das schwere spanische Rohr mit dem goldenen Knopf in der Hand und ein Actenheft in der Tasche das Städtlein Emsa zu durchschreiten, wo ihm manch neugieriges Auge nachblickte, manch frageeifriger Mund den gestrengen Herrn gar zu gern zur Rede gestellt hätte, um etwas zu erfahren über das schreckliche Ereigniß, das diese ganze, sonst so unbewegte und friedliche kleine Welt aufgeregt

hatte. Aber der Hofrichter war nicht der Mann, der sich auf der Straße am Rockknopfe fassen ließ. Mit würdevollem Schritte stapfte er vorwärts, über das entsetzliche Pflaster dem Thore zu und auf dem Wege gen Marienborn dahin.

Nach einer halben Stunde führte Pierre ihn bei dem Herzog ein.

Gaston von Anglure lag in seinem Schlafrock in einem weichen Fauteuil ausgestreckt, die Füße dem Kamine zugewandt; seine Arme mit den feinen weißen Händen ruhten schlaff auf den Lehnen des Sessels.

Er warf dem Hofrichter, als dieser eintrat, einen matten, melancholischen Blick zu, ohne die halbgeschlossenen Lider zu öffnen, ohne des Beamten tiefe Verbeugung auch nur durch ein Nicken zu erwidern.

Komme, Eurer Durchlaucht submissest die bisjetzt aufgenommenen Protokolle zu unterbreiten, begann der Beamte.

Sagt kurz, was sie enthalten, Hofrichter, lautete des Herzogs halb laut gesprochene Erwiderung.

Geruhen Ew. Durchlaucht höchstselbst ...

Ich bin ein wahrhaft geschlagener Mann! seufzte der Herzog. Und nun muß ich auch dies noch über mich ergehen lassen — Eure Protokolle lesen, Hofrichter! Nun, gebt her.

Der Herzog durchflog die Blätter, welche der Hofrichter ihm darreichte. Das erste, zweite überblickte er mit der melancholischen Niedergeschlagenheit, welche auf seinem ganzen Wesen ausgeprägt lag; plötzlich aber erhob er das Haupt und schaute den Hofrichter mit einem zornigen, drohenden Blick an.

Durchlaucht — sagte Herr Kandermann — ich habe nichts gethan als meine Pflicht ...

Ach, geht zum Teufel mit Eurer Pflicht ... ist das Eure Pflicht, meinen Neffen zu verdächtigen? Mit dieser verdammten Patronengeschichte geflissentlich ein Mitglied meines Hauses zum

Mörder machen zu wollen? In der That, Ihr fehlt mir noch mit Eurer Pflicht! Hat sich nicht dieser Unglücksmensch, dieser Schlettendorf ohnehin in den Kopf gesetzt, der Streich ginge von uns aus — speit er nicht Feuer und Flammen deshalb, stieß er nicht gestern wahrhaft wahnsinnige und tolle Drohungen wider mich, seinen Souverän und Herrn, aus? Und nun kommt Ihr mir noch mit Euern einfältigen Patronen! Fort mit Euern Protokollen, in den Kamin damit . . .

Um Gottes willen, fiel der Hofrichter ein, indem er sich seiner kostbaren Papierbogen bemächtigte, die der Herzog Miene machte, den Flammen zu übergeben.

Ich sage Euch, Hofrichter, fuhr der erzürnte Herzog fort, wenn Ihr der Untersuchung nicht alsogleich eine andere Wendung gebt, so jage ich Euch aus meinem Dienst; ich will nichts mehr hören von Euern Patronen — versteht Ihr mich?

Nicht ganz verstehe ich Ew. Durchlaucht, versetzte der Hofrichter mit geröthetem Gesicht und sich aus seiner gebeugten Stellung hoch aufrichtend. Ich gebe der Untersuchung keine Richtung; die Thatsachen thun es; ich muß unparteiisch, wie es der Justiz zukommt, ohne Ansehen der Person vorschreiten, und werde dies thun, bis mir ein schriftlicher Cabinetsbefehl Ew. Durchlaucht zugefertigt wird, daß Serenissimus alle und jede Untersuchung niederschlagen. Ew. Durchlaucht haben dazu die Macht!

Niederschlagen? rief der Herzog aus — damit der Verdacht erst recht Boden gewinne? Wie kann man wagen, mir das zu rathen?

Ich wage nicht, das zu rathen. Im Gegentheil, ich würde es höchlichst bedauern; und da es also nicht geschehen wird, so werde ich jetzt um die Erlaubniß bitten müssen, die durchlauchtige Prinzessin Leonie zu vernehmen.

Sang de Dieu! Meine Tochter wollt Ihr vernehmen? Meine Tochter? Wollt Ihr etwa den Verdacht auf sie lenken, wenn Euch mislingt, meinen Neffen zu verstricken? Zum Teufel, Hofrichter, ich finde Euch unverschämter, als man sagen kann!

Wenn Ew. Durchlaucht der Justiz überall Hemmnisse in den Weg legen, so bin ich überflüssig.

Der Herzog sah den kleinen Hofrichter mit einem verwunderten Blick an.

Nun, sagte er ruhiger, Ihr meint's ehrlich, sonst wäret Ihr nicht so grob! Aber was hat meine Tochter mit Euch oder der Untersuchung zu schaffen?

Wenn Durchlaucht geruhen wollte, in der Durchsicht der Protokolle fortzufahren ...

So gebt her!

Der Herzog nahm die Papiere noch einmal aus den Händen des Beamten und fuhr fort, sie rasch zu überfliegen.

Ah, Monsieur Paul — sagte er dann plötzlich und las mit steigender Spannung — Monsieur Paul — wer hätte das gedacht!

Durchlaucht glauben also ...

Nun, da bleibt ja kein Zweifel übrig — weshalb wäre er denn sonst verschwunden von hier, was treibt ihn fort? Er hat eine Leidenschaft für Leonie — ich weiß das, mein Neffe hat es mir gesagt. Er hat dem Grafen von Epaville vorausgesagt, daß er irgendeine rasende That begehen würde — wie könnt Ihr denn da noch zweifeln und weitläufig Euern Patronenunsinn protokolliren? Sorgt dafür, daß dieser Monsieur Paul sofort verhaftet und hierher geliefert werde. Ihr werdet sehen, daß er auch gesteht. Ich kenne ihn. Er kann jemand todtschießen; aber er wird nicht lügen!

Erlauben Durchlaucht, daß ich die gnädige Prinzessin verhöre?

Wozu? Glaubt Ihr, eine junge Dame werde Euch über solche Dinge, worüber Ihr sie fragen wollt, die Wahrheit sagen? Nichts da! Ich werde meiner Tochter das zu ersparen wissen. Sie ist nicht geboren, mit der Justiz in Berührung zu kommen. Ich verbiete es Euch ausdrücklich. Ihr braucht keine Schleichwege zu machen. Laßt den Monsieur Paul verhaften, Ihr sollt sehen, daß er Euch die schönsten Geständnisse macht — offen und ehrlich. Er hat den Clemens im Zorne todtgeschossen. Kein Zweifel. Welche Strafe steht darauf?

Das Schwert oder das Rad, je nachdem, Durchlaucht.

Angenehme Aussicht! Da wollt Ihr Euch aufblähen wie ein Puter in Euerm Stolz, daß Ihr ein Todesurtheil zu fällen habt. Nachher soll ich Euch den Gefallen thun, Eure lateinischen Brutalitäten zu unterschreiben ... Eure Infamien ... ein Todesurtheil ... ich ... und soll dann erleben, daß mir hier das ganze Land zusammenläuft, um den Spectakel zu schauen, wie einer geköpft wird. Pfui — verschont mich damit, Hofrichter, ich will nichts damit zu schaffen haben, ich will nichts davon hören noch sehen!

Was befehlen Durchlaucht denn, daß geschehe? fragte der Hofrichter barsch, innerlich kochend vor Zorn über diese unfürstlichen Reden seines Gebieters.

Was ich befehle? Daß Ihr mich in Ruhe laßt — mich, meine Tochter und meinen Neffen — im übrigen thut, was Ihr wollt. Ach, ich bin ein geschlagener Mann mit dieser entsetzlichen Geschichte! Ich bin zu meinem Unglück in dieses schreckliche Land gekommen. Ich habe den Appetit und den Schlaf verloren. Wenn ich die Augen schließe, steht der gräßliche Mensch, der alte Baron, vor mir, wie er unter der ver-

krüppelten Fichte kauert und mit seinen radgroßen, runden, wüthenden Augen zu mir aufstarrt. — Es ist schrecklich! Ich will fort von hier, bis alles zu Ende ist, ich will nach Paris, nach Italien gehen. Unterdeß köpft und rädert hier, wen Ihr wollt. Geht, Hofrichter, geht, und kommt mir nie wieder mit Euern abscheulichen Protokollen.

Der Hofrichter verbeugte sich stumm und ging. Der Respect, der in der Seele des würdigen Beamten für seinen Gebieter gelebt hatte, war durch diese Audienz nicht erhöht worden. Ist das ein Mann, ein Fürst? fragte er sich, während er die Stiegen, die zu den Wohnräumen des Herzogs führten, niederschritt — das ist ein . . . sagen wir ein Kind, ein wahres Kind! Bin dem Herrn Paul Bronckhorst wahrlich nicht besonders grün; es ist ein hoffärtiger Mensch; habe seinen Zigeuneraugen nie recht getraut; aber um den Gnädigsten da hat er's in der That nicht verdient, daß der ihn sofort preisgibt, ihn zum Mörder und Todtschläger stempeln will — nur damit der Verdacht von seinem tugendhaften Neffen, dem Herrn Grafen Antoine, fortgenommen werde. Der Bronckhorst hat Seele und Leib eingesetzt für Serenissimi Geschäfte, Angelegenheiten und Interessen! Hat sich geplagt mit hundert Dingen, die nicht einmal seines Amts waren, von früh bis spät. Und das ist der Lohn! das hat man von den hohen Herren zum Dank, wenn man für sie das Uebermenschliche leistet!

Von diesen Betrachtungen erfüllt, schritt der Hofrichter über den Schloßhof, als er plötzlich seinen Namen hinter sich rufen hörte.

Monsieur, Monsieur Kandermann — un petit mot!

Der Hofrichter wandte sich um und sah Monsieur Bouquet hinter sich drein schreiten.

Où en êtes-vous? wie weit sind Sie? fragte dieser geheimnißvoll flüsternd — haben Sie noch keinen Verdacht?

Verdacht? Auf Sie nicht den mindesten, Monsieur Bouquet!

Damit wollte der Hofrichter sich zum Gehen wenden, weil er nie weniger in der Stimmung war, müßigen Leuten Rede zu stehen, als an diesem Tage.

So warten Sie doch, Monsieur Kandermann, fuhr Bouquet fort, ihn am Arme haltend — ich habe Ihnen etwas mitzutheilen.

Von Wichtigkeit? so sprechen Sie!

Die Prinzessin Leonie ist krank; sie fällt aus einer Ohnmacht in die andere; und das hat begonnen, seit sie den Tod des jungen Schlettendorf erfahren hat.

Der Hofrichter zuckte die Achseln. Was ist daraus zu schließen? sagte er. Schwache Nerven!

Monsieur Bouquet schüttelte den Kopf.

Schwache Nerven hat Prinzessin Leonie nicht. Verliebt in Clemens Schlettendorf war sie auch nicht. Sie hat ihn immer gehänselt. Aber ...

Etwa in den Herrn Geheimen Secretär? fragte der Hofrichter, Bouquet's Züge fixirend.

Bouquet nickte schlau lächelnd.

Es schimmerte so etwas durch, entgegnete er flüsternd. Ich habe es wohl beobachtet!

Nun, sagte der Hofrichter, sich kalt abwendend, die Ohnmachten werden wol aufhören, wenn der Doctor ihr ein niederschlagendes Pulver gibt, die Justiz hat dabei nichts zu thun.

Und damit ging Herr Kandermann von dannen.

Wie der Herr, so der Knecht! murmelte er vor sich hin; der

Herr gibt seinen treuen Diener preis — Monsieur Bouquet die Herzensgeheimnisse seiner Herrin, ohne daß ich's nur verlange! Aber da wären wir ja just neben den Stallungen — wir wollen doch einmal eintreten und schauen, wie sich unser treues „Saumroß“, wie der Herr Bauinspector sich ausdrücken, befindet.

Herr Kandermann trat in die herzoglichen Stallungen ein und wandelte langsam darin auf und ab, gleich als ob er nichts weiter im Sinne habe, als sich an den wohlgenährten und wohlgepflegten Rossen zu erfreuen, die hier ihren Stand hatten.

Dort fehlt ja ein Pferd — es ist doch keins abgängig, sagte er dann, zu einem der Stallknechte gewandt und auf einen leeren Stand deutend.

Mit dem ist der Geheimsecretär auf Reisen, antwortete der Stallknecht.

Ach ja, der ist auf Reisen — richtig, Anton.

Seit gestern!

Hast du's ihm gesattelt?

Ja wohl, Herr Hofrichter.

Wie viel Uhr war's?

Schon in der Früh.

Ist er in der Früh schon weggeritten?

Nein, später; er hat lang' auf sich warten lassen. Der Herr Pierre, der Kammerdiener, hat mir seinen Mantelsack gebracht und gesagt, das Pferd müßte warten, der Herr Geheimsecretär hätte noch mit der Prinzessin zu reden.

So — und den Mantelsack hast du hinten aufgeschnallt? Auch wol zur Sicherheit ein Paar Pistolen in die Holster gesteckt?

Die hat der Geheimsecretär selbst mit herüber gebracht und in die Holster geschoben.

So! sagte der Hofrichter. Und wann ist er wol fortgeritten?

Eine Viertelstunde später vielleicht, nachdem die Herrschaften auf die Jagd geritten waren.

Will er das Pferd bei sich behalten, solange er fort ist?

Nein, er hat gesagt, er wolle es zurückschicken ... heute gegen Abend muß es kommen.

Es ist gut, Anton; sage mir's, wenn's zurückkommt; ich habe mit dem Boten zu reden, der's bringt — hörst du?

Ja wohl, Herr Hofrichter!

Der Beamte verließ die Stallungen und begab sich auf den Heimweg. Als er in dem Städtchen und in seinem Arbeitszimmer wieder angekommen war, fand er den Actuarius seiner noch harrend.

Ist der Friedrich dagewesen? fragte er.

Soeben — hier ist die Patrone! Er hat sie gefunden.

Wo der Graf Antoine seinen Stand gehabt hat?

Ja, Herr Hofrichter.

Der Hofrichter nahm die kleine Papierhülse und betrachtete sie aufmerksam; sie war schon schwer von Feuchtigkeit; an der einen Seite stak noch das Werg, darunter eine Ladung vom stärksten Hasenschrot; an der andern war sie geöffnet, das Pulver daraus verschüttet.

Desto besser für den Herrn Grafen! sagte endlich der kleine Beamte, die Patrone auf den Tisch legend. — Herr Actuar, haben Sie die Citation für den Geheimsecretär aufgesetzt?

Aufgesetzt und bereits mundirt, entgegnete der Actuar, ein Papier vor den Hofrichter hinlegend.

Der Hofrichter nahm das Blatt und zerriß es.

Setzen Sie eine Requisition an das preußische Gericht in der Hauptstadt auf, worin wir freundnachbarlichst ersuchen, den Geheimsecretär Paul Bronckhorst, zur Zeit alldorten, verhaften und nach vorgängigem Aviso uns wohlbewacht an unserer Grenzstation abliefern zu wollen!

Sie glauben also wirklich jetzt auch ...? fragte erstaunt der Actuar.

Ich glaube weiter nichts, als daß uns nunmehro obliegt, diesen Schritt zu thun.

So haben Sie neue Inzichten aufgefunden?

Der Hofrichter antwortete eine Weile nicht; dann sagte er: Die Indicien häufen sich allerdings, mein lieber Actuarius. Zu meiner Ueberzeugung fehlt' aber denn doch noch viel. Die Liebesgeschichte mit der Prinzessin scheint ihre Richtigkeit zu haben. Ihre Durchlaucht, sagt Monsieur Bouquet, geruhen aus einer Ohnmacht in die andere zu fallen. Aber gesetzt auch, dem ist so, und eine Verbindung zwischen der Prinzessin Leonie und Clemens Schlettendorf war wirklich verabredet: dann fehlte doch dem Bronckhorst immer noch ein rechtes, reelles Interesse an der That! Ob die Prinzessin den Baron Clemens heirathete oder irgendjemand anderes — das konnte ihm doch einerlei sein — denn er bekam sie jedenfalls nicht!

Wollen Sie die Prinzessin auch vernehmen? fragte der Actuar.

Serenissimus, antwortete Kandermann ironisch, haben gnädigst geruht, mir das aufs strengste zu untersagen. Sie haben auch geruht, in fine finorum sich ein Todesurtheil zu verbitten oder wenigstens die Unterschrift eines solchen zu weigern. Haha — Serenissimus sollen unsere ehrliche deutsche Justiz

kennen lernen. Wir von der Regierung werden, ist der Schuldige gefunden, er sei nun, wer er sei, nach der Carolina aufs Rad erkennen müssen; die Versendung der Acten an eine Juristenfacultät zur Revision wird die Bestätigung bringen, und der Herr Herzog werden schon unterschreiben müssen! Sie sollen schon lernen, sich in die Justiz zu fügen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.